

Zur Erinnerung an die Abstimmung in Oberschlesien  
am 20. März 1921

7. Jahrgang

Heft 3



# SCHLESISCHER MUSENALMANACH



Zeitschrift.

Schlesischer Musenalmanach-Verlag Myslowitz  
Preis der Abstimmungsgedächtnisnummer: 9 Mark.

## Schlesischer Musealmanach

Illustrierte Blätter  
für den deutschen Osten  
im Dienste von Heimat-  
kunst und Heimatliebe.

Verantwortlich für die Herausgabe und  
Schriftleitung: Wilhelm Wirbischy in  
Myslowitz. — Verlag des Schlesischen  
Musealmanachs in Myslowitz.

## Der Schlesische Musealmanach

erscheint als Jahrbuch zwanglos  
in mehreren Teilen.

Postcheckamt: Breslau I  
Nr. 41120.

### Inhalt des dritten Heftes. Ostern 1921.

	Seite
Mahnung. Joseph Freiherr von Eichendorff . . . . .	137
Entscheidung. Julia Rother . . . . .	138
Eichbaum und Waldquelle. Paul Ruzer . . . . .	139
Zwei Begrüßungsgebichte. Wilhelm Wirbischy . . . . .	142
Der Polack. (Noten.) Joseph Freiherr von Eichendorff . . . . .	143
Ein Gottesgericht. Wilhelm Wirbischy . . . . .	145
Erinnerungen an Beuthen. S. Grzeschik . . . . .	152
Johann Christian Günther und seine Beziehungen zu Ober- schlesien. W. A. Rieger-Bismarckhütte . . . . .	163
Oberschlesischer Dichtergarten . . . . .	175
Die Muschel. (Noten.) Richard Schaukal . . . . .	181
Oberschlesischer Bilderbogen. Wilhelm Wirbischy . . . . .	184
Lucas Mrzyglod, ein obereschlesischer Maler . . . . .	189
Getreu bis in den Tod. Dr. Wilhelm Winter . . . . .	191
Heimat-Widerhall . . . . .	193
Wallfahrt zur Heimat. Alfons Hayduk . . . . .	196
Die Truppen des geistigen Kampfes um Oberschlesien. Victor . . . . .	201
Oberschlesisches Dorfbild. Karl Demmel . . . . .	205
Heimat und Dichtung. Friedrich Gabriel-Kreuzburg . . . . .	206
Bücherschau . . . . .	207

8 Kunstdruckbeilagen. 10 Textbilder.

Alle Einsendungen sind zu richten an den Schlesischen Musealmanach in Myslowitz, D.-S., Schließfach 37. Für Rücksendungen unverlangter Arbeiten ist das Porto beizulegen. Der Nachdruck aller Beiträge ist verboten. Für die Entscheidung über unverlangt eingesandte Beiträge ist die Schriftleitung an eine bestimmte Frist nicht gebunden.









# Wort der Abstimmung.

20. III

20. III



Nach der Volksabstimmung in Oberschlesien 20. März 1921.

Zeichnung von Bruno Zwiener.

1921 g 6759



**Instytut Śląski**



218839 II

# Die Truppen des geistigen Kampfes um Oberschlesien.

Von Victor.

Sinn und Bedeutung des nationalen Kampfes, den um die Erhaltung Oberschlesiens beim Reiche geführt wird, ist endlos geschildert und besprochen worden. Nun ist es wohl nötig, zuguterletzt auch einen kleinen Blick auf die Truppen zu werfen, die diesen Kampf führten. Fangen wir von unten an, bei der Mannschaft, dann müssen wir sagen: das ganze Deutschland soll es sein, und das ganze Deutschland ist es auch, die paar Querschädel von Ultralinks abgerechnet. In dieser zerfahrenen, von über Eifersucht regierten Zeit ist es ein doppelt stärkender Trost, angesichts dieses einen Zieles das deutsche Volk in allen seinen Ständen und Klassen einmal wirklich einig zu finden. Was die schicksalvollen Londoner Tage nicht fertig gebracht haben — denn bei deren Erörterung in Deutschland gab es unter Tische immer noch allerlei Hakeleien —, das ist der „oberschlesischen Frage“ gelungen: hier gingen vom Anfang an und gehen bis zuletzt die politischen Parteien einträchtig Arm in Arm miteinander, schubsen einander nicht und halten wacker Schritt und Tritt.



Eine Truppenmacht von solcher Größe kann natürlich nicht nur aus lauter Gemeinen bestehen. Sie braucht Führer und braucht Organisation. Und auf diesem Gebiete nun hat der deutsche Geist sich einmal wieder auf seiner alten, bekann-

### Abstimmungs-Medaille.

und namentlich an den Riesenaufgaben der Kriegszeit erprobten Höhe gezeigt. Das ganze gewaltige Organisationswerk für Oberschlesien, das so fabelhaft gegliedert und so prachtwoll in sich selbst ins Gleichgewicht gebracht worden ist, läßt sich hier nicht völlig schildern. Es mögen nur zwei der wichtigsten Faktoren erwähnt sein.

Die Aufgaben bei der Vorbereitung der Abstimmung hießen im wesentlichen: Aufklärung, Abwehr der feindlichen Propaganda, Ermittlung und Erfassung der Stimmberechtigten, Beurkundung ihrer Stimmberechtigung (Beschaffung der Ausweise usw.), Vorbereitung und Durchführung des Transports und der Unterbringung, Sammlung des hierzu nötigen Geldes. Im Laufe der nahezu zwei Jahre hatten sich mancherlei

Wandervogelstübchen und wir, zwei junge Menschen, sprachen vom Weg, Sehnen und Ringen deutscher Jugend . . .

Von der Straße herauf quoll das Murmeln wartenden Volkes. So nach der zehnten Stunde drängten wir uns durch die fiebernde Menge.

Da — Was ist? — Alles eilt — In der Tiefe der Straße irren Rufe — Vom Regierungsgebäude her erheben sich Stimmen — Alles fragt — Was ist?

Da — Man hört singen — Ungewollt sind Reihentolonnen gebildet — Was gibt's? — Abstimmungsergebnis:

Hurra! Doppeln über 90 Prozent deutsch! geht es von Mund zu Mund.

„Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt! . . .“

Wer singt nicht mit? — Durch die Interalliierten verboten?! — Wer lacht nicht! — Heil der Heimat!

Wie loser Lavaström schäumt das Lied durch alle Straßen und Gassen. Fenster öffnen sich; Tücherschwenken, Heilrufen ohne Ende . . . Straßauf. Straßab.

Vor dem Regierungsgebäude steht eine Kompagnie französischer Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett. Laßt sie stehen und staunen! Und die fremden stolzen Fahnen, laßt sie nur wehen! Bald ist's wie ein böser Traum vorbei . . .

Hochrufe umbrausen schier endlos das Denkmal des schlichten Heldenkaisers, Wilhelms I. Angeheuere Begeisterung, wie ich sie nur einmal in meinem Dasein durchlebte, damals in den Augusttagen 1914, umbrandet mich zum zweitenmal.

Fortgerissen von der unhaltbaren Woge, gelange ich zum Rathause, wo sich die Menge staut. Wie einst, als Bub, da ich weder Taschentuch noch Hosenträger kannte, klettere ich auf die Brüstung. Neben mir flammen Fackeln auf. Einer aus der Menge, bald zwei, drei reden. Man versteht sie kaum, doch jeder weiß, was sie sagen. Entblößten Hauptes singt alles.

Es sind immer die gleichen Lieder, die ohne Aufhören gesungen werden. Die erste Stunde des neuen Tages ist längst vorbei, da verebbt mählig der Gesang, verliert sich mählig der wogende Strom.

Bald schnarcht die ganze Stadt im wohlverdienten Siegeschlummer. Nur die Straßen lassen sich ihren wahrlich nicht wenig getretenen Buckel vom Mond- und Sternenschein bestrahlen und werden nicht müde, sich immer wieder von den tausend Einzelheiten des Oppelner Abstimmungsabends zu erzählen.



Oberschlesische Abstimmungs-Briefmarken.

Es wär, als hätt der Himmel  
die Erde still geküßt,  
daß sie im Blütenschimmer  
von ihm nun träumen müßt.

J. v. Eichendorff.



Aus der Kunstmappe :  
„Aus Eichendorffs Heimat.“  
Heimatverlag Oberschlesien,  
G. m. b. H.  
in Gleiwitz O/S.



Frühling in Oberschlesien. (Kirche in Ramienitz, Kr. Gleiwitz) phot. Jos. Grehl.



# Schlesischer Musekalmanach

Illustrierte Blätter  
eines Jahrbuches für den deutschen Osten  
im Dienste von Heimatkunst und Heimatliebe  
Begründet und herausgegeben von Wilhelm Wirbisch

7. Jahrgang. Heft 3.

Myslowitz, Ostern 1921.

## Wahnung.

Genug gemeistert nun die Weltgeschichte!

Die Sterne, die durch alle Zeiten tagen,  
Ihr wolltet sie mit frecher Hand zerschlagen  
Und jeder leuchten mit dem eignen Lichte.

Doch unaufhaltsam rücken die Gewichte,  
Von selbst die Glocken von den Türmen schlagen,  
Der alte Zeiger, ohne euch zu fragen,  
Weist flammend auf die Stunde der Gerichte.

O stille Schauer, wunderbares Schweigen,  
Wenn heimlich flüsternd sich die Wälder neigen,  
Die Täler alle geisterbleich versanken,

Und in Gewittern von den Bergesspitzen  
Der Herr die Weltgeschichte schreibt mit Blitzen —  
Denn seine sind nicht euere Gedanken. —

Joseph Freiherr von Eichendorff.

## Entscheidung.

Nun lauschet der Erdball, der Würfel rollt.  
Und alle die Völker der Erde,  
Die schauen nach Osten gespanntem Blicks,  
Wem der Endsieg im Ringen werde.

Begeistert flammen die Herzen auf;  
Zum Himmel steigen Gebete.  
Das wäre fürwahr kein deutscher Mann,  
Der jetzt nicht zum Herrgott flehte.

Und über dem blauen Himmelsdom,  
Da thront er, der Lenker von allen.  
Und es ist uns, als hörten wir aus den Höhn  
Einen Sang zu uns niederschallen.

Ein Heldenchor aus dem lichten Reich  
Tönt markig vom Himmelsgezelt,  
Der gefallenen Helden Jubellied:  
Deutschland, Deutschland über alles  
Über alles in der Welt!

Julia Kother.





## Eichbaum und Waldquelle.

Von Paul Ruser.

Auf einsamer, waldiger Berghöh stand ein alter Eichbaum mit bemoostem Haupte. Etwas Schattendüsteres lagerte um seine Züge. In seiner kirchenstillen Ruhe hatte er manch Geschlecht kommen und gehen sehen. Darum war er jetzt gebückt, wettermüde, blitzdurchzogen, nachdenklich, winddurchfurcht, schwerfällig-steif beim Kopfnicken, tiefernt. Einige Schmerzenslinien an ihm waren das sichere Merkmal von des Lebens scharfer Geißel. An einem lichtdurchfluteten Tage hatten zwei glücklich Liebende ein großes Herz mit Innenbuchstaben in seinen Leib geschnitten. Aber der Riese ließ stillschweigend sich diese Tätowierung gefallen, weil er gern frohe Menschen sah. Mancher Sturm hatte ihn zerzaust. Aber noch immer stand er unerschütterlich — ein hehres Symbol der Kraft und Stärke. So ein Eichbaum weiß viel zu berichten! —

Neben ihm plätscherte gar lieblich eine helle Waldquelle. Gern spiegelte sich der Eichbaum vor lauter Langeweile in den silberklaren Fluten. Stand er doch ganz nahe am Ufer. Denn er war doch trotz seiner hochbetagten Jahre etwas eitel und stolz auf seinen kräftigen Wuchs. Die Waldquelle aber sog wohlthätig gar zu gern den Brodem und Duft der ersten Lenzblumen . . .

Da sah ihn die Waldquelle mit ihren Glitzeraugen einmal an und sprach: „Bitte, Großpapa, erzähle doch etwas aus alten Zeiten!“ —

Unwirsch erwiderte der Eichbaum: „Du junger Springinsfeld bist noch zu sonnenselig und wenig sturmerprobt, ein unerfahrener Naseweis mit keiner Lebenskenntnis! Verdröß mich nicht so das Schneckenkriechen des Stundenzeigers, nimmer tät ich's!“

Da murmelte die Waldquelle etwas wie: „Alter Brummhör!“ — —

Doch es war bereits ein schöner Frühlingstag, das Winterleid überstanden. Vom Himmel her huschten die Lichter eines tiefblauen Fürstentindgewandes. Und in dem nahen Walddom fielen die Zauberstrahlen des Lenzgoldes. Die geheimnisreiche Gottheit spielte einen ersten Choral . . .

Da kam auch Leben und neues Kräfteregen in das morsche, erstarrte Gebein des alten Eichbaums, und er begann zu erzählen, nachdem er sich ein wenig geräuspert hatte:

„Vieles weiß ich noch vom Hörensagen meiner Mutter! Einst wohnten die vandalischen Burier im waldumrauschten Oberschlesierland. Dort am Hange hatte einer seine Holzhütte. Fellkleid, Bronzeschmuck, Helmszier, Steinhammer und Eisenschwert waren seine Kleinodien. Mit dem Wurfspeer . . . der schnelgeschneidten Faust hielt er oft an den Marken Wache. Denn von Osten her drohten raubsüchtige Slawen mit

ihrem Einfall. Ein römischer Händler hielt einst auf seinem weiten Wanderwege zum Bernsteingestade der Ostseeküste bei meinem Vater Waldruhe. Wunderliche Dinge wußte er zu berichten von Romas Größe und Herrlichkeit!“ —

„Ach, wie schön!“ flüsterte die Waldquelle. —

„Gier nach Gold und Tatendrang und die Abscheu vor dem sumpfigen Moorbruch unserer Heimat trieb die Burier fort ins sonnige Süderland, das ihre starken Leiber verweichlichte und verschlang. — Wanderzeit! —

Da kamen aus dem Osttor über die schäumende Weichsel gleich wildem Hunnenschwarm scharenweis die fremdartigen Slaven. Doch auch sie gewannen meinen Vater lieb; denn höre! — sie verehrten ihn als heilig! Der ihn achtende Priester segnete ihn zur Festzeit. Ringsum weilte das andächtige Volk. Kein menschliches Wesen durfte ungestraft in seinen Bannkreis kommen. Mit Tieropferblut besprengte er ihn und hing die gewonnene Siegesbeute als Trophäen in sein Gezweig. Zur Frühlingsfeier zeigte er den Leuten ehrfürchtig das erste Weizen, das an seinem Fuße blühte, und den kleinen Käfer, der an seinem Stamme in die Höhe krabbelte. Den siegfroh heimkehrenden Krieger schmückte er mit einem Kranz von seinen Blättern. In der Nähe weilten Wisent und Büffel, und auf der Grasflur weideten die Stuten. —

Herrlich war's auch in der wundervollen, hellen Nacht von Swati Johanni! Da tönte die frohe Fiedel! Und Jünglinge schwangen sich mit blumenbekränzten Mädchen im Festreigen! Dann sprangen sie wohl auch über den Holzstoß mit seinen schwelenden Gluten! Freude leuchtete in dem Antlitz der zuschauenden Alten! Und in den Herzen der Jungen entzündete sich die göttliche Flamme der heißen Liebe! Im Kessel brodelte Opferfleisch! Schön war's!

Doch da kam einst ein Prediger in weißem Gewande und mit leuchtendem Goldkreuz, Dzlaw, der Nahrenapostel, und predigte an dieser Stätte. Fast hätten die rasenden Leute meinen Vater mit der Art getödet und umgehauen, als sie hörten, es sei Priestertrug verübt worden! Doch das Licht einer neuen Lehre strahlte durch den stillen Oberschlesierwald, der Glaube an Christus, den Gottsohn, dessen Wiege im östlichen Asien stand. Ja, ja, so sind die Menschen! Sie wechseln den Glauben schlangenhäutig wie ein abgelegtes Gewand, suchen Wahrheit und können sie nicht finden! Arme Toren! Wie sich doch die Zeiten ändern! — —

Als die hellen Christenglocken klangen, da brach für die Waldgeister und das muntere Zwergenvolk eine bitter schwere Zeit herein! Ach, dieser traurige Abschied für die holden Huldgestalten und die Wesen des Märchens! Die Wichtelmännlein am See baten den Fährmann inbrünstig und flehentlich, daß er sie überseze. Denn sie konnten den neuen, ungewohnten Kirchenglockenklang nicht vertragen. Am andern Morgen aber fand der Rahnführer eine Menge Goldstücke am Ries verstreut neben den Fußstapfen der Unsichtbaren, — reichlicher Lohn für die Mühe! —

Swanahild, die wahr sagende Zauberin und greise Druidenfrau, sank ohnmächtig eines Tages am Fuße meines Vaters hin und verbarg tränenenden Auges ihr Antlitz in ihr Gewand. Der harte Steinwurf

eines fanatischen Christen hatte die Unglückliche getroffen, der sie dazu obendrein noch „Alte Here“ beschimpfte. Ihre alten, lieben Götter, Swantewit und Perkun, die Vertrauten ihres Herzens von Jugend auf, suchte man wie ein lästig Unkraut aus ihrem Herzen zu reißen. Ein Stück Seele ging ihr verloren. Da nahm sie den Wanderstab und zog fort in ein fernes Land. Niemand weiß wohin . . . .

Da kam einst ein fleißiger Franke mit Karren und Rind und Eisenpflug an meinem Vater vorüber und hielt Waldrast. Da traf meinen Vater und viele der Verwandten das Todeslos. Ich war damals noch jung und entging so dem Sterben. Achzend und stöhnend sanken meine Gefährten unter dem schweren Antriebe des Siedlers dahin. Man zimmerte Holz für ein Kirchlein und schuf Ackerboden. Man entfernte die lästigen Wurzeln, und der schwere Pflug bohrte sein scharfes Eisen in den Boden, um fruchtweckende Furchen zu ziehen. Bald grünte die Erde und sproß ein goldiges Getreidemeer. Fruchtbeladen schwankte der Erntewagen; und der bedrückte obereschlesische Kmete hatte den fremden, fleißigen Siedler gern, den Gehilfen seiner Arbeit!“ — — —

Der alte Eichbaum erschauerte und erzitterte leise bei der Erinnerung an den Tod seiner Lieben und senkte traurig das Haupt. — Und auch die Waldquelle schluchzte teilnahmsvoll und weinte still vor sich hin. Dann begann er wieder nach einigem Schweigen:

„Unsicherheit herrschte später im Lande. Ich selbst sah, wie ein scheelüchtiger Schnapphahn dem wertvollen Kaufmannsgut der Landstraße auflauerte. Da gab's ein großes Wehklagen! Siehst du das Steinkreuz dort am Strauch beim Waldweg! Kunde gibt's von einem Morde! —

Jüngst feierten die Leute des Dorfes hier ein Waldfest. Sie sagten, die Slaven erklärten heute in purem Wahnwitz und eitler Landgier Oberschlesien für urpolnische Erde! Wenn das der alte Burier wüßte, der auf fremder Erde sein Grab fand, daß man heute um schnödes Geld seine Heimat wie eine feile Ware verschachern will! Er möchte erstaunt aus seinem Grabe hervorgucken und ein abscheuliches: „Pfui!“ rufen! Und wenn das der fleißige, fränkische Siedler geahnt hätte, daß man für seine schweißgesäuerte Arbeit so schlechten Dank weiß! Ein Redner meinte entrüstet: Oberschlesien müsse bei Deutschland bleiben; denn es sei deutscher Art! In patriotischer Begeisterung sang man „Deutschland, über alles“ und wies auf mich, den deutschen Eichbaum, hin. Ich war stolz auf die treuen Söhne meines Landes! „Korfanty und seine Gesinnungsgenossen, die großpolnischen Hezer, müssen aus Oberschlesien heraus; dann kommt wieder Frieden rief der Redner. —“

Eines Tages, als der müde Eichbaum in gewohnter Weise sein Schlummerstündchen hielt, wurde er aus seinen Träumen jäh aufgeschreckt. Zwei Wanderer gingen vorbei und einer sagte zum andern: „Die Abstimmung ist vorüber! Oberschlesien will bei Deutschland bleiben. Hurra!“

Da hüpfte die muntere Waldquelle voller Freude lustig den Berghang hinab. Und durch den grünenden Wald und seine Blätter ging ein heimlich Lustrauchen; und der laue Lenzwind sang in dem Wipfel der Fichte ein hoffnungsfrohes Frühlingslied! — — —

## Zwei Begrüßungsgedichte

für die aus dem Reiche zur Abstimmung erschienenen Oberschlesier  
von Wilhelm Wirbisch.

### Das war ein Tag.

Das war ein Tag!\*) Er bleibt uns unvergessen.  
Auf ewig eingebrannt steht er in unserm Hirn.  
Die Schmach! Wer's nie erlebt, kann's nie ermessen:  
Das Haar sich sträubte. Wutschweiß tropfte von der Stirn.

Das war ein Tag! Die Faust sich ballend wandte  
Nach Westen, wo der übermüt'gen Feinde Schar  
Die freche Lüge in die Welten sandte,  
Daß Oberschlesien polnisch wird, wie's einstens war.

Das war ein Tag! Dahin das Glück, die Ehre!  
Was Väter mühsam schufen seit urferner Zeit,  
Wir konnten's schirmen nicht mit tapfrer Wehre.  
Sie ward entrisen uns nach langem blut'gen Streit.

Das war ein Tag! Verzweiflung uns erfaßte!  
Doch — Wunder Gottes! — in der allergrößten Not  
Ein einz'ger Schrei die Lüfte schrill durchraffe:  
„Nicht in die Knechtschaft! Nein! Dann lieber in den Tod!“

Das war ein Tag! Der Feinde Spruch wurd' linder.  
Deutsch bleibt das Land, so rief uns zu die Siegerwelt,  
Wenn, hört ihr's, jedes unsrer Heimat Kinder  
Es feierlichst beschwört, daß es zu Deutschland hält!

Das war ein Tag! Zwei Jahr' inzwischen schwanden!  
Hergott, du weißt es, was seitdem die Heimat sah!  
Wir hielten aus. Noch nie so fest wir standen.  
Ihr rief uns zu: „Harrt aus! Mit Gott! Wir sind bald da!“

Das war ein Tag! Was heilig ihr versprochen,  
Ihr hieltet's ohne Furcht in echter Heimattreu.  
Des kalten Winters Macht ist jäh gebrochen.  
Mit euch der deutsche Frühling zieht zum Sieg herbei.

Das war ein Tag! Noch wartet uns ein zweiter.\*\*)  
Ein zweiter! — Schauet, wer da naht! Germania!  
Die Mutter ist es! Still! — Schon zieht sie weiter  
Zum nächsten Ort. O grüßt sie laut: „Viktoria!“

Das was ein Tag! Germania, Mutter, höre,  
Nie darf er kehren wieder über unsre Lu'n!  
Daß jählings sich der Feinde Wahn zerstöre,  
Zieh'n in den Kampf wir einig und mit Gottvertrau'n.

Das war ein Tag! Germania, Mutter, segne  
Die Rinderschar mit deiner heiligen Hand,  
Daß sie mit deutschem Mut dem Feind entgegen:  
„Deutsch war, deutsch ist, deutsch bleibt das Oberschlesierland.“

\*) Tag der Bekanntgabe der Friedensbedingungen. 7. Mai 1919.

\*\*) Tag der Abstimmung. 20. März 1921.

## Deutsche Schwestern, deutsche Brüder.

Deutsche Schwestern, deutsche Brüder  
Deut sich hier zusammen fanden.  
Tapfer, mutig, treu und bieder  
Ramen sie aus allen Landen. —

Ramen von dem weiten Meere,  
Von den hohen Bergeslehnen,  
Wollen retten deutsche Ehre,  
Stillen ihrer Heimat Tränen.

Legten aus der Hand den Hammer,  
Ließen ruh'n die euf'ge Feder. —  
Stille liegen Werkstatt, Rammer,  
Stille steh'n der Arbeit Räder. —

Heimatnot gilt es zu bannen.  
Also eilen sie in Scharen,  
Deutsche Frauen, deutsche Mannen,  
In das Land, dem treu sie waren.

Treu im Ernst mit Seel' und Leibe,  
Treu trotz Schrecken, Müh'n, Beschwerde,  
Treu, daß uns die Heimat bleibe  
Und kein Raub der Habgier werde!

Aus dem großen Vaterlande  
Ramen sie mit Brudergrüßen. —  
Von der Alp zum Meeresstrande  
Liegt ganz Deutschland auf den Flüssen,  
Kniet und betet jetzt zur Stunde,  
Da ihr schaut der Heimat Auen,  
Da ihr helft mit uns im Bunde  
Heimatglück aufs neu zu bauen.

Heimatglück! Wo kann's uns grünen?  
Wo? — Wir wissen längst es alle.  
Doch, die ihr in Treu erschienen,  
Sagt's uns laut zum letzten Male!

Nennt das heil'ge Land, das hehre,  
Das allein uns Glück gewähret,  
Nennt das Land in aller Ehre,  
Das geboren uns, ernähret!

Deutschland ist's. Das Land der Sitte,  
Land des Glaubens, Land der Gleichheit,  
Herz Europas, Ländermitte,  
Land des Rechtes und der Freiheit!

Deutschland ist's. Das Land der Helden,  
Land der Dichter, edler Ahnen!  
Zweimalktausend Jahre melden  
Ruhmestaten der Germanen.

Deutschland ist's, das Land der Fülle,  
Land der Wälder, Erze, Kohlen,  
Land der Ordnung! — Ohr, halt stille!  
Deutschland ist es! Gottbefohlen!

Deutschland ist es! Schwestern, Brüder!  
Laut wir schwören es aufs neue.  
Hoch das Herz! Den Kleinmut nieder!  
Morgen fliegt die Heimattreue.

Morgen muß der Nebel weichen.  
Gott mit uns! Wer will noch wanken?  
Laßt zum Kampf die Hand uns reichen!  
Ihr helft mit! Wir's ewig danken.



## Der Polack.

Joseph Freiherr von Eichendorff.

Gemächlich bewegt.

Ernst Grasa.

1. Und komm ich, komm ich  
2. Da drü-ben ist gut  
3. Ich a-ber trank aus

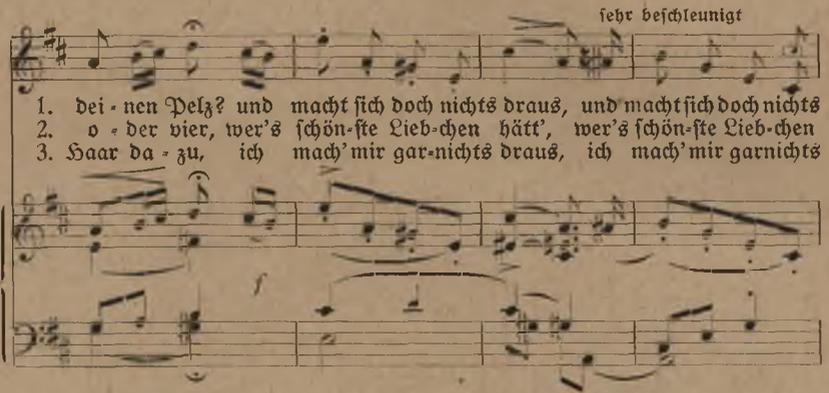
*rit.*



1. oh - ne Pelz, mein' Lieb - ste fragt mich aus: Wo hast du laf - sen  
 2. Schnaps und Bier, der Wirt bläst Kla - ri - nett, da strit - ten wir, drei  
 3. dei - nem Schuh, ließ mei - nen Pelz im Haus und et - ne Hand voll

*rit. mf*

*sehr beschleunigt*



1. dei - nen Pelz? und macht sich doch nichts drauß, und macht sich doch nichts  
 2. o - der vier, wer's schön - ste Lieb - chen hätt', wer's schön - ste Lieb - chen  
 3. Haar da - zu, ich mach' mir gar - nichts drauß, ich mach' mir garnichts

Wiederholung vom Zeichen 

Schluß der 1. u. 2. Strophe	Schluß der 3. Strophe
--------------------------------	-----------------------



1. drauß.      3. drauß!  
 2. hätt'.

# Ein Gottesgericht

Roman von Wilhelm Wirbisky

2. Fortsetzung.

## V.

Meister Pedrillo ging sinnend nach Haus. Unterwegs begegnete er Juana, der Zigeimerkönigin. Er fragte sie nach dem Zwecke ihres Aufenthaltes in der Stadt. Sie aber antwortete ihm nichts, ging vielmehr stillschweigend an ihm vorüber.

„Ein blödes und einfältiges Ding, dieses Zigeimerweib!“ flüsterte er vor sich hin. Doch kaum daß er weiter ging, war sie auch schon wieder an seiner Seite. „Ist was Neues in der Stadt? Im Schlosse?“ fragte sie ihn.

„Zu neugierig und immer auf Vorteile bedacht“, kritisierte er ihre Frage.

„So wie Ihr“, antwortete Juana.

„Wenn Ihr halt nicht reden könnt, dann bleibt, wo Ihr wollt“.

In Eilschritten war sie davon.

„Juana, Juana! Kommt, ich sage es!“

Mißtrauisch blieb die Gerufene stehen.

„Sonntag geht's los, und nach dem Stöße erfolgt die gemeinsame Fahrt zur Kathedrale.“ Juana verstand ihn und hustete vor Verlegenheit laut und häßlich.

„Und am Montag gehe ich Maß nehmen“, setzte Pedrillo fort.

„Ich denke, Ihr waret schon heute dort?“

„Ja, aber dem gnädigen Fräulein war es nicht wohl, Sie meinte, die Brautschuh kämen auch Montag zurecht. Aber Sonntag wird die Stadt etwas erleben. Ein Warten wie am letzten Festtage wird es nicht mehr geben. Don Henrico Alsteron hat mir verraten, daß die kirchliche Festlichkeit sofort im Anschlusse an die Vorstellung stattfinden werde“. Die Freude schien ihm im Gesichte zu strahlen. Er schrie: „Allegria! Alegria!“ und eilte davon.

„Allegria! Alegria!“ wiederholte Juana die Worte, nicht so schön und lieblich, wie dieses den Spaniern so süße Wort die Senioritas der Stadt aussprechen, wenn es heißt, Heiterkeit, Freude, Lachen sei in Aussicht.

„Allegria! Alegria! Pedrillo, da täuschest du dich. Die Stadt wird trauern und Donna Josephe wird aufatmen“. Sie sprach leise und in den Wind. Keine Viertelstunde später stand sie am Palmentore und überraschte Donna Josephe und Jeronimo Rugera beim stillen Beisammensein.

„Die allerseligste Jungfrau beschütze und behüte euch! Juana weiß, wie es in euren Herzen aussieht“. „Um Gotteswillen, Juana!“ Donna Josephe erschrak und löste sich aus den Armen Rugeras los. „Juana, Ihr werdet schweigen, Bitte! Aber was wolltet Ihr auch hier, wo doch sonst niemand einzutreten pflegt?“ fragte, wieder zur Ruhe kommend, Josephe.

„Donna, Euch helfen!“ erwidert lakonisch die Zigeunerin.

„Juana, Ihr wollt mir, wollt uns beiden helfen?“ Donna Josephe lächelte.

„Warum soll Juana einem glücklichen Liebespaare nicht helfen? Soll ich Euch die Zukunft voraussagen?“

„Juana, Ihr seid doch Christin. Beim letzten Erdbeben ließet Ihr Euch und auch Juanillo vom Pater Graciano taufen. Ihr müßt diesen Unsinn bleiben lassen. Man könnte Euch dieses Handwerk einmal legen.“

Juana schämte sich ein wenig, ließ aber ihre Zigeunerkeckheit gar bald wieder in Thätigkeit treten.

„Donna, ich muß doch leben — und oft schon haben sich meine Weissagungen erfüllt.“ „Mag sein! Mir sollt Ihr aber mit solchem Unsinn nicht kommen.“ Donna Josephe nahm Rugera an der Hand und zog ihn, der Anstalten machte, sich ein wenig zu entfernen, näher zu sich heran. „Unsere Zukunft, Juana, kann ich allein vorher sagen. Nicht wahr, wenn dieser, mein Geliebter, und ich am Leben, wenn wir einander treu bis in den Tod bleiben werden, dann haben wir gesiegt.“

Juana zeigte ihre weißen Zähne und verzog den Mund zum Lachen.

„Donna, wenn . . . ja wenn . . .“

„Juana, nun genug damit! Hier habt Ihr mein Armband, das E ich zum Schweigen verpflichten soll, und folget mir! Und du, mein Geliebter, verlasse uns! Sei beruhigt und fürchte nichts, ich werde dafür sorgen, daß Juana über unser Stelldichein reinen Mund hält.“ Jeronimo schied, und Donna Josephe, sowie die Zigeuerkönigin schritten durch die zahllosen Patios dem Alcazar zu.

Die Luft, von den würzigsten Wohlgerüchen durchtränkt, wirkte betäubend. Juana hat die Gärten und Innenhöfe noch nie am Tage gesehen. Heut staunt sie über dieses Märchenland. „Donna, so reich, so überreich!“ ruft sie, im stillen entzückt.

„Juana, und doch zweifle ich, ob die Bewohner bei so vielem Reichtum zufrieden und glücklich sind,“ entgegnet ihr philosophisch Donna Josephe.

Juana schüttelt ihren Kopf. Sie kann Josephens Worte nicht begreifen. Letztere merkt es an dem Gebaren der Zigeunerin und erwidert ihr: „Juana, Euch Zigeunern ist das Gold der Inbegriff des höchsten Glückes. Aber nicht bloß Euch allein. Und doch sage ich, daß Ihr hier in diesen Räumen bei Gold im Übermaße nicht glücklich wäret. Ihr verlangtet nach Eurem ungebundenen Leben. Wie seid Ihr hierin uns gegenüber voraus! Wie gekettet erscheinen wir uns Euch gegenüber. Mode, alberne Gesetze, Etikette, dies alles kennt Ihr nicht! Seht, ich esse mich zwar satt, trage die teuersten Gewänder, doch komme ich mir stügelahm vor. Ich möchte fliegen wie ein Vöglein zu Euch in die Höhlen, um frei zu sein, um nur meine Flügel, die mir Gott geschenkt, frei zu gebrauchen.“

Sie hatten den Puppenhof betreten und wandten sich von da aus den oberen Räumen des Schlosses zu.

Die kostbaren Gobelins, die Bilder aus der Geschichte Spaniens darstellen, beachtet Donna Josephe fast gar nicht. Dafür interessiert sich aber Juana für diese Prachtwerke der Webekunst umsomehr und während sie an der Wand die Geschichte des Ritters Don Quijote und des Helden

Cid anstaunte, schrieb die Tochter Asterons in aller Eile ein Brieflein, das sie der Zigeunerkönigin mit dem Bemerken, denselben in aller Stille Don Martinez Sierra auszuhändigen und auf Antwort zu warten, in die Hand drückte. Juana hätte am liebsten das Schreiben erbrochen, aber Donna Josephe mahnte zur Eile und Vorsicht.

Juana eilt und entzückt sich an der Wonne der vielen Sehenswürdigkeiten, der zahllosen Kostbarkeiten, die hier menschliche Phantasie in überaus verschwenderischer Weise hingezaubert hat, Donna Josephens Herz indessen ist unruhig und sucht Frieden an dem schlichten Altärchen, das sie in ihrem Puzzimmer hat errichten lassen. Hier schweift ihr Auge durch das offene Fenster über bunte, lachende Gärten mit rieselnden Wassern und laut rauschenden Fontänen hinweg zu den düsteren Cypressen und von da weiter nach den grauen Felsen neben den mächtigen Palmen am sonnenfunkelnden Meere. In der Ferne taucht wie ein schwarzes Pünktlein auf leuchtenden Wellen ein Schiff auf. Sie sieht im Geiste Kolumbus nahen und macht sich darüber allerlei Gedanken. Wie ruhelos kommt ihr der menschliche Geist vor! Wie unzufrieden die Menschen überhaupt! Nach der Ferne treibt es sie. Und doch schlummert das Glück anderswo. —

„Stolz beugt vor keinem sich unser Knie,  
nur vor der reinen Jungfrau Marie.“

Sie ist vor ihr Altärchen hingetreten, kniet davor nieder und betet. Lange verhartet sie hier, in tiefer Andacht versunken, bis sie Juana in die Wirklichkeit zurückführt.

„Hat Euch niemand gesehen, auch mein Vater nicht?“ war die erste Frage, die Donna Josephe an sie richtete.

„Juana ist beweglich wie eine Schlange, behend wie eine Kaze. Ihre Aufträge vollführt sie stets nach Wunsch. Also — es hat niemand mich gesehen — und hier ist die Antwort.“ Sie reichte Donna Josephe Don Martinez Sierras Schriftstück. Es folgte eine dramatische Pause, bis Donna Josephe das Schreiben las. Und nachdem sie es getan hatte, atmete sie erleichtert, gleichsam befreit, auf.

„Ich habe mich getäuscht und Don Sierra nötigt mir fast Bewunderung ab. Soviel Edelmut! Soviel Opfersinn! Damit ich glücklich werde, habe er sich selber besiegt. Juana, Juana, ist's möglich, daß ein Matador soviel Heldengröße besitzt? Juana, wie gut, daß Ihr gekommen seid! Ich bin frei, frei, frei — von Don Sierra“. Sie taumelte vor Wonne und eilte die Treppe hinunter. Am liebsten hätte sie zu Teronimo fliehen mögen, um ihm zuzurufen: „Nun hat Gott auch dieses Hindernis beseitigt!“ Juana läuft hinter ihr einher. Da kommt sie wieder zur Besinnung, beschenkt Juana fast königlich, heißt sie schweigen — fest und lange — und morgen wiederkommen. Sie selbst aber läßt sich inmitten der Blumenpracht auf die grüne Erde nieder, um auf Flügeln der Phantasie in ihre heiß und lang erträumte eigene Welt zu eilen.

## VI.

Der Sonntag, an dem Don Martinez Sierra seinen 101. Stier erlegen sollte, war gekommen. Wider Erwarten war die Sonne an

diesem Tage nicht hell und lachend aufgegangen. Wolken zeigten sich am Himmel, und den ganzen Vormittag lagerte ein trüber Nebel über den Straßen und Dächern der Stadt. Die Bewohner wurden unruhig; das Wetter drohte ihnen einen herrlichen Festtag zu zerstören. Unsicher flogen die Vögel umher, um sich in ihren Nestern zu verbergen. Am späten Vormittag zerteilte sich zwar der düstre Wolkenvorhang, um das lachende Antlitz der Sonne den Menschen zu zeigen, aber die Beklemmung unter den Menschen wollte nicht schwinden. Pater Graciano, der in der Kathedrale die Sonntagspredigt hielt, war ein ausgezeichneteter Wetterprophet und fühlte während seiner Rede selbst eine sichtbare Unruhe. Die fürchterliche Windstille draußen wirkte lähmend auf seine Sprache. Er endete eher, als er wollte, und mahnte das Volk, heut mehr denn je an Gott zu denken. „Dieses undeutliche Murmeln, dieses sonderbare Pfeifen und dumpfe Rollen in den Lüften hat nichts Gutes zu bedeuten. Geht nun still in eure Häuser, zündet die Kerzen an, betet und laßt, laßt, ich bitte euch, heut einmal die Arena in Ruhe liegen. Gott will es nicht, daß ihr euch freut, während in der Ferne eure Brüder und Söhne, Gatten und Väter im blutigen Kampfe euer großes und schönes Vaterland vor den habgierigen Feinden schützen. Gott will es nicht! Seid nicht äußerlich, seid nicht oberflächlich! Und wenn auch der Ewige nicht gleich richtet, so warnt er euch. Laßt ab vom Müßiggang, von aller Lippigkeit! Arbeitet! Stählt eure Seele, euren Körper! Wohl glänzt alles in unserer Stadt, in unserem Lande, aber der Schein trügt.“

Pater Graciano war ein unerschrockener, tiefblickender heiliger Kämpfer, Wohl paßten seine Worte nicht immer den Zuhörern. Sie hörten sie an, und nahmen sich auch vor, diese zu befolgen. Sobald sie aber die hohen Pforten der Kathedrale verlassen hatten, waren sie bald eines anderen Sinnes geworden. Die Welt lockte doch zu schön, und Gottes Liebe war ja von jeher unendlich. —

Mächtig klingen die Glocken der Giralda. Sie begleiten mit ihren weit in die Lande tönenden Schlägen die Schritte der den Dom Verlassenden, um sich mit dem dumpfen Brausen in den Lüften zu einem einzigen Schalle zu vereinen.

Es ist Mittag geworden. Windstille, Nebel, Wolken, Pfeifen und Murmeln in der Luft sind, als wären sie überhaupt nicht da gewesen, wie auf ein Zeichen verschwunden, und nur der Erdboden beginnt sich in leisen, kaum merklichen Wellen zu bewegen. Aber nur wenige Sekunden dauert dieses leichte Beben, und dann ist alles so, wie es gestern, vorgestern, ja den ganzen Sommer hindurch war. Die liebe spanische Sonne lacht vom blauen Himmelsdome, und die Spantier lachen und freuen sich mit. Niemand denkt mehr an Pater Graciano, an den alten Geistlichen, der ihnen den Mund doch zu oft zu voll nahm und meistens zu schwarz sah.

„Allegria! Alegria!“ summt es in den Lüften. Bis zum Beginn der Vorstellung fehlen noch drei gute Stunden. Aber in den Straßen wogt es schon unabsehbar. Die ganze Stadt ist gerade so wie am letzten Sonntage in Bewegung. Vor dem Alcazar staut sich die Menge

ebenso wie vor dem Hause des Matadors ganz besonders. Hier wie dort harren vierspännige Galawagen, um die Gefeierten aufzunehmen. Dreiviertel vor vier durchzittert ein einziger Jubelruf die Lüfte. Donna Josephe und ihr Vater haben den einen Wagen bestiegen, um zur Arena zu fahren. Zu gleicher Zeit hat auch Don Sierra in dem zweiten Wagen Platz genommen, um das gleiche Ziel zu erreichen. Sowohl Donna Josephe als auch Don Sierra sehen heut auffallend bleich aus. Beider Seelen arbeiten furchtbar. Darum kümmert sich aber das Volk fast gar nicht. Es denkt nur an den Kampf, an den Sieg, an die Pracht in der Kathedrale am Ende der Vorstellung.

In dem Schreiben, das die Tochter Asterons durch die Zigeunerkönigin an den Matador gelangen ließ, hatte Donna Josephe Don Sierra in verständlichen Worten klar gelegt, warum sie niemals seine Zukünftige sein könne. Liebe ließe sich nicht zwingen. Don Sierra begriff den Sinn des Schreibens, wemgleich er sich von vornherein auch sagte, daß er ohne Donna Josephe ein unglücklicher Mann seit seines Lebens bleiben werde. Er wollte anfangs alles versuchen, um ihre Liebe trotz aller Hindernisse zu erwerben. Nachdem ihm aber Juana bedeutet hatte, daß bei Donna Josephe jeglicher noch so kühn angestellte Versuch vergeblich sei, war er, bis ins Innerste erschüttert, zum Entsagen bereit. Nur eine einzige Bitte richtete er noch an sie. Diese sollte sie ihm um alles in der Welt in ihrem, seinem und des Volkes Interesse nicht unerfüllt lassen. Das vom Volke so heiß verlangte Fest sollte sie durch Nichterscheinen ihrer Person auf keinen Fall zerstören. Nur noch einmal möge sie in der Arena an seiner Seite Platz nehmen. Daß sie aber nach Beendigung des Kampfes nicht mehr neben ihm die Fahrt in die Kathedrale unternehme, daß ihr daselbst die öffentliche Verlobung mit ihm erspart bleibe, dafür habe er auch gesorgt. Hundert Male wäre er Sieger gewesen, wäre er vom Volke als Heros gefeiert worden. Warum sollte sich Donna Josephe zuliebe nicht der Himmel das 101. Mal erbarmen und ihn nicht als Sieger, sondern beschämt, ausgepiffen vom Kampfplatz davonziehen lassen, um für immer Spanien zu verlassen? Don Sierra war stolz. Keinem Menschen auf Erden hätte er ein solches Opfer zugesichert. Donna Josephe aber zuliebe wollte, mußte er es tun. —

Um ihn Rufen, Schreien, Singen, Lachen! Von all diesen Beifallsgeräuschen hörte er jedoch nichts. Um ihn eine seltene, die Augen verwirrende Farbenpracht. Auch diese äußere Ehrenbezeugung stört ihn nicht. Er brühet still vor sich hin. Seine Gedanken sind in der Arena...

Der Stier ist bis aufs äußerste gereizt. Im Blute wälzen sich die aufgespießten Pferde. Die Chulos springen in kühnem Fluge über die Schutzwand. Er sieht alles vor seinen Augen. Schon steigen die Raketen mit lautem Schalle über dem blutenden, mit den schmerzenden Pfeilen geschmückten Nacken des Toros in die Luft. Wie Tränen fallen sie auf den Kampfplatz hernieder. Alles geht gut. Das Volk ist in der glücklichsten Stimmung. Nun soll er auftreten, soll er das tun, was er Donna Josepha versprochen hat, soll er sich verstellen, soll er den Toro

anstatt ins Herz in den knöchigen Nacken treffen, soll er seinen Stoß absichtlich wiederholen, um ihn nochmals und immer wieder zu verfehlen, soll er schließlich — verfolgt von dem maßlos wütenden Tiere — hinter der Brüstung sein wertlos gewordenes Leben retten. Kann er das überleben? Er, der Held, der vom Volke Berggötterte? — — —

Und auch Donna Josephe ist mit ernstem Sinnen beschäftigt. Sie wünschte den Abend herbei. Sie beginnt an Sierras ehrlicher Absicht zu zweifeln und glaubt sich in eine Falle gelockt. Wie sollte der Matador es auch ermöglichen, auf natürlichem Wege seinen Plan zu verwirklichen? Wenn er nach Sötung des Stieres, unjubeilt vom Volke, die Arena verließ, wie sollte er es fertig bringen, ohne sie den Weg zur Straße zu nehmen? Was würde das Volk dazu sagen? Was ihr Vater? Nein, nein! Don Sierra hatte sie belogen, um sie um so sicherer in seinem Netze zu fangen.

Heiß brannte die Sonne. Aber noch heißer brannte es in ihrem Sinn. Wenn schon der Abend da wäre! — — —

Und er kam. Und die Giraldaglocken tönten. Und das Volk irrte wie besessen auf den Straßen. — — —

Der von Donna Josephe so ersehnte Abend war da. Don Sierra hatte Wort gehalten. Den Heimweg hatte sie allein zurückgelegt. Er war kein Lügner. Er war ein Ehrenmann.

Don Sierra hatte ein großes Opfer gebracht. Donna Josephe war auf der Heimfahrt noch bleicher als auf der Hinfahrt. Ihre Seele füllte sich mit Bewunderung und Entsetzen. Die Glocken der Kathedrale läuteten lauter, stürmischer, und das Volk erfaßt ein immer größer werdender Schwindel.

„Sierra tot!“ „Sierra tot!“

Der Spanier kennt nur Leidenschaft. So lebhaft im Jubel, so stürmisch ist er im Schmerz.

Die Riesenklöppel in dem himmelhohen Turme der Kathedrale prügeln ohne Unterlaß das tönende Metall. Man glaubt, der Krieg sei siegreich beendet, und doch weiß ein jeder, daß sie klagen. Die ganze Stadt rauscht in den Straßen und Gassen, ruft und schreit, wie wenn es zur Arena ginge, und doch erkennt der Eingeweihte sofort, daß die Stadt ein schweres Unglück betroffen habe.

Don Sierra ist nicht mehr! Bald wissen es die Vögel in den Gärten, auf den Fluren, bald rauschen es die Wellen im wilden Ozean. — — —

Die Welt nimmt und nahm zu jeder Zeit ihren gewohnten Gang. Auch in Spanien. Don Sierra wurde mit königlichem Pomp begraben. Don Sierra wurde beweint und betrauert wie kein zweiter. Er schien den Spaniern unersetzlich. Trotzdem ließen sie sich nicht abhalten, ihre Arena weiter zu besuchen. Ein neuer Matador machte bald von sich reden. In kurzer Zeit hatte er gleich dem Toten die Ruhmesleiter bis zur schwindelnden Höhe erklettert. Er zählte bereits neunzig Siege, ohne dazwischen auch nur einen einzigen Mißerfolg verzeichnet zu haben. Auf Sierras Grabe prangten die schönsten Kränze. Sie wurden aber immer spärlicher und immer welker. Und als auch der neue Matador den

100. Stier erlegt hatte, da lag nur noch ein einziger frischer Kranz auf dem Grabhügel des Gefeierten. Er trug die Worte:

Edel in Worten, groß in Taten! Josephe Aferon.

Donna Josephe war wohl die einzige in der Stadt, die sich nicht so schnell über das tragische Ende Don Sierras hinwegsetzte. Sie trauerte sichtlich und aufrichtig um den, dessen Untergang sie ungewollt verschuldet zu haben glaubte. Jeronimo Rugera tröstete sie, wenn sie gar zu sehr betrübt war. „Das sind die unentwirrbaren, dunklen Fäden des menschlichen Daseins. Warst du, Josephe, schuld? Nein! War er schuld? Auch nicht. Wer war schuld, daß er beim Schlusfkampfe die Bestimmung verlor und ein schreckliches Ende auf den Hörnern des Stieres fand? Das ist die Tragik des Lebens, Josephe!“ So sprach Jeronimo Rugera ihr Trost zu.

„Aber ich hätte einen Ausweg gefunden, Jeronimo!“ entgegnete noch immer nicht beruhigt, Josephe.

„Und welchen?“

„Ich hätte der Menge erklärt, daß ich nur meiner — na — es klingt seltsam — nur meiner blutigen Kunst leben wolle, daß ich, falls mich, was alles möglich ist, einmal der Toro überwältigen sollte, mein Weib nicht unglücklich machen könne und deshalb ledig bleiben müsse.“

„Josephe, wie du heut bloß sprichst!“

„Jeronimo, was wunderst du dich?“

„Sierra soll dich doch sehr geliebt haben, wie konnte er denn da solche Worte der versammelten Arena kund tun? Ich glaube, ich habe recht.“

Josephe konnte ihm hierauf nichts erwidern.

Er jedoch riß sie aus ihrem Brüten heraus, indem er ihr Augenmerk auf ihr beiderseitiges Verhältnis lenkte: „Don Sierra hat es schwer gehabt. Und wir? Ich? Josephe, mir wird kein Spanien einen Galawagen stellen, um in demselben dich abzuholen, kein Besitzer des stolzen Alcazar wird mir einen Festabend bereiten. Josephe, ich weiß wirklich weder ein noch aus. Du warst des Matadors Schicksal und wirst auch das meine werden.“

Ob solcher Worte ward Josephe noch trauriger. Sie küßte Jeronimos Antlitz unaufhörlich und benezte es mit Tränen, dabei immer schluchzend: „Gott sei unser Schützer!“

## An die lieben Freunde des Schlesischen Mufenalmanachs!

Ein großer Teil der Leser des Almanachs hat dem Wunsche Ausdruck gegeben, den Roman „Ein Gottesgericht“ möglichst sofort als Ganzes lesen zu dürfen. Der Verlag ist bereit, diesem Wunsche Rechnung zu tragen. Allen Freunden des Almanachs wird für das einzelne Exemplar in Buchform ein Vorzugspreis von ungefähr 10 Mk. eingeräumt. Bestellungen sind umgehend an den Verlag zu richten.

Mit treuem Schlesiergruße!  
Der Herausgeber.

# Erinnerungen an Beuthen D/S.

von S. Grzeschik.

„Ist die Zeit auch hingeflogen,  
Die Erinnerung weicht nie;  
Als ein lichter Regenbogen  
Steht auf trüben Wolken sie.“

Vor etlichen Jahren las ich in einem größeren Blatt Norddeutschlands unter dem Titel „Reiseeindrücke aus dem ober-schlesischen Industriebezirk“ eine Beschreibung meiner engeren Heimat. Man liest so etwas, um zu sehen, wie sich die Welt in anderen Augen spiegelt. Anfangs rieb ich die Stirn, sah dann das Datum auf dem Zeitungskopf an; es stimmte. In meiner Hand befand sich eine neue Nummer. Zuerst hat mich das Elaborat ergötzt wie Seeligers „Peter Boff, der Millionendieb“, dann folgte im Hinblick auf die schädigende Wirkung die helle Entrüstung. Entweder hatte der Verfasser den Stoff aus den Fingern gesogen oder einen blödsinnigen Traum nach durchzechter Nacht zu Papier gebracht. Oberschlesien hat er nie gesehen, das stand fest.

Haben Sie, verehrte Leser, „während Ihrer Gänge in den Straßen das Hämmern der im Schoß der Erde schaffenden Bergleute gehört oder das Dröhnen der Sprengschüsse und nachfolgende Beben der Erde unter den Füßen gespürt?“ Sie machen ein so pfißfiges Gesicht, als wollten Sie andeuten: „All du nur, den Kohl glaubt dir kein Mensch! Sie haben recht, ich selbst zweifle an der Zurechnungsfähigkeit des Träumers; denn das war er ohne Zweifel, falls nicht verleumderische Absicht der Beweggrund war. Doch bitte, hören Sie weiter, was er gesehen hat: „Dicker schwarzer Staub bedeckt die Straßen und alles natürliche und menschliche Gebilde; von schwarzem Rauchdunst gefüllt ist die Atmosphäre, dem Volk mit dem ausgeprägten Typus der Germanen und Slaven ist der Stempel harter Fron auf die Stirn gedrückt, ärmlich gekleidete Menschen beleben die Straßen, neben dem hart akzentuierten Deutsch tönt das unter dem Namen Wasserpölnisch bekannte Idiom, ein Mischmasch aus den zwei Sprachen, an die Ohren des Fremden.“ Wohlgemerkt: das stand von Beuthen. Empörung sehe ich namentlich in den Mienen unserer jungen Arbeiter, den besten Kunden der teuren Spezialgeschäfte in der Bekleidungsbranche. Sie sind ärmlich gekleidet, wer lacht da nicht!

Den Unwillen meiner Leser befürchtend, will ich weiter keine Details aus den famosen Reiseeindrücken zu Papier bringen. Ist bei solchem Lügengewebe die Verkenntnis Oberschlesiens und seiner Bewohner nicht erklärlich? Die Zeit hat zwar mit dem Vorurteil aufgeräumt, jedoch nicht ganz. Der einmal im Eisen eingefressene Rostfleck ist schwer zu entfernen. Wir wollen nicht leugnen, daß die Verhältnisse vor einem halben Jahrhundert die Kritik herausforderten, seit Jahren aber behaupten

wir, uns mit anderen Gauen Deutschlands auf gleicher Kulturhöhe zu halten, ja, manchem ländlichen Gebiete um etliche Schritte voraus zu sein. Eine objektive, vorurteilslose Prüfung in dieser Hinsicht brauchen wir nicht zu scheuen.

Der großartige Aufschwung der Industrie in den letzten Jahrzehnten trotz der ungünstigen geographischen Lage hatte naturgemäß eine stetig wachsende Besserung der wirtschaftlichen Lage des Arbeiter- und Handwerkerstandes zur Folge. Geht's dem Herrn gut, hat auch der Knecht gute Tage, sagt ein Sprichwort. Der billige Anzug aus dem Laden wurde von dem aus bestem Stoff nach Maß gearbeiteten verdrängt, der langschäftige Stiefel mußte dem eleganten Herrenschuh weichen. In demselben Maße schwand die einfache Landtracht vor dem feinen Damenskleide. Schritt mit der verfeinerten leiblichen Nahrung hielt die geistige. Die veredelnde Wirkung der Theater, Vorträge, Konzerte, insbesondere der vielen, reich ausgestatteten Volksbibliotheken machte sich zusehends in erfreulicher Weise fühlbar. Namentlich die letzteren weisen eine Frequenz auf, die der in den Großstädten in nichts nachsteht.

Ein Unterschied in der Kleidung zwischen handel- und gewerbebetreibendem Bürger und Industriearbeiter besteht nicht mehr, höchstens im umgekehrten Sinne. In Haus und Hof, auf der Straße, in öffentlichen Lokalen, überall ruht ersichtlich der Segen der Arbeit.

Für ein modernes Staatsgebilde bedeutet ein Industriegebiet das Herz, welches den Körper nährt. Je gesünder dieses Organ, umso besser die Zirkulation des Lebensaftes. Noch vor 35 bis 40 Jahren hatte man für die Wahrheit des Satzes in Bezug auf Oberschlesien nicht das volle Verständnis. Die stiefmütterliche Behandlung unseres Bezirkes seitens der damaligen Regierungsorgane hat dem Vorurteil Vorschub geleistet, statt ihm zu begegnen. Wie sah es damals bei uns in kultureller Hinsicht aus?

Um die fünfte Stunde des Morgens und Nachmittags ertönte in den Straßen ein eigenartiges Geklapper, von den Holzpantoffeln der zur und aus der Schicht eilenden Bergleute herrührend. Wo sind sie hin, die nur den Bergbauegenden eigen gewesenen kohlschwarzen Gestalten? Ich sehe ihre Scharen vor meinem geistigen Auge vorbeiziehen. In der Hand das von der Karbidlampe verdrängte Ölgeleucht, an der Seite die große Ledertasche, Kaffeeflasche, Brot und Arbeitsgerät, wie Bohrmeißel usw. bergend, auf dem Gefäß das Fahrleder, statt des Stockes die Reilhaue. Aus nördlicher Richtung kommend, mischten sich unter die Grubenstare die rostgelben Kanarienvögel der Salmeigruben.

Diese Bilder gehören, gottlob, der Vergangenheit an. Selbst die kleinste Schachtanlage besitzt seit Jahren ein Badehaus, und keinem Arbeiter wird mehr zugemutet, in schmutziger Kleidung nach Hause zu gehen.

Die Zahl der Arbeitsstunden war groß, klein die der Markstücke auf dem Lohnzettel, wiederum groß die Zahl der daheim an der Schüssel sitzenden Kinder. Sauerkraut und Kartoffeln und ein Stückchen Fleisch bildete die Hauptnahrung. Der Lohn tag war für die Kleinen ein Freudentag; brachte er doch, falls die Lohnung es nach überschlägiger Berechnung

der Hausfrau zuließ, einen Kranz polnischer oder Knoblauchwurst auf den Tisch. Stellten die Familienglieder einen hohen Divisor dar, fiel der Quotient in Form der Wurstanteile spärlich aus. Der Gang zum Kolonialwarenhandler am Nachmittag bedeutete ebenfalls ein allmonatlich wiederkehrendes Ereignis, von den Kindern ersehnt wegen der Beigabe einer Tüte Bonbons. Man kaufte den Bedarf für den ganzen Monat ein, und zwar auf Kredit. Das schädliche Borgsystem zu bekämpfen, war von jeher Aufgabe der Industrieverwaltungen. In dieser Beziehung ist vieles besser geworden.

An den Lohntagen waren die Lokale der Schnapschenken wie die Waggons eines Sonderzuges gefüllt. Konnte man es dem vier Wochen hart arbeitenden und den Gefahren des Bergbaues trotzenen Arbeiter verdenken, wenn er in einigen vergnügten Stunden die Wochen der Entbehrung zu vergessen suchte? Hungrig kam er aus der Schicht in eine der gar zahlreichen Destillen, und in kurzer Zeit übte der Alkohol seine verderbliche Wirkung. Die Vorliebe für den Alkohol im allgemeinen dürfte in Oberschlesien nicht größer als anderswo sein; im Bierkonsum habe ich z. B. in anderen Gegenden des Reiches — an Bayern denke ich nicht — Leistungen gesehen, vor denen wir Oberschlesier das Haupt beschämt verbergen müssen. Daß dagegen die Verbrauchsziffer an Branntwein mit an erster Stelle marschierte, lag an der Lockung durch die zahlreichen Schenken und das auch von ihnen eingeführte Borgsystem. Die Arbeiterschaft stellte den höchsten Prozentsatz an sogenannten Monats-trinkern, Leuten, die sich einmal im Monat, und zwar am Lohntag, einen Rausch kauften. Die schwankenden und gröhlenden Gestalten waren samt und sonders zu dieser Gattung zu zählen, und meines Erachtens mit Recht; denn ein alter Zecher läßt sich vom Alkohol nicht so leicht umwerfen, er müßte denn einen Kumpen im schwarzen Walfisch zu Askalon nachzuahmen suchen. In Oberschlesien dauerte es nicht drei Tage, nein, manchmal knapp drei Stunden, daß der Gast von dem Hausrecht aus dem Stubierland an die Luft gesetzt ward.

Neben dem Interesse, das der Herr an einem nüchteren Diener hat, war das Allgemeinwohl des Arbeiters die Veranlassung für die Werksverwaltungen, hier endlich mit energischer Hand einen heilsamen Schnitt in das Volksgeschwür zu tun; denn dem Arbeitgeber ist es durchaus nicht gleichgiltig, ob sein Untergebener den Verdienst vertrinkt oder für den Lebensunterhalt in verständiger Weise verwendet.

Der 4 Uhr-Schankstättenschluß an Lohn- und Vorschustagen war eine drakonische Maßnahme, von den segensreichsten Folgen begleitet. Sie hat viel Tränen und häusliche Szenen aus der Welt geschafft. Ich glaube, die Aufhebung des obigen Verbots könnte eine Revolution der Arbeiterfrauen zur Folge haben. Befand der Monatsverdienst sich erst in der Hand der Hausfrau, sank der Gewinn der Schnapshändler schon um 50 Prozent. Seitdem sind die wandelnden Alkoholleichen eine Seltenheit geworden.

Eine typische Erscheinung in den Straßen Beuthens bildeten in den 80er Jahren die Dienstmänner, eine Gattung uniformierter Gelegenheits-

arbeiter, von weitem an den roten Schirmmützen und blauen Blusen kenntlich. Sie stellten in gewissen Sinne die Leibeigenschaft in umschriebener Form dar, da sie sich in der Hand eines spekulativen Kopfes befanden, an den ein Teil des Tagesverdienstes abgeführt werden mußte. Das Joch ist von ihnen bald abgeschüttelt worden. Mangel an Arbeitsgelegenheit und der dadurch bedingte geringe Verdienst bereiteten dem Dasein der Dienstmansschaft allmählich ein Ende. Die rapid gewachsene Einwohnerzahl, der in hoher Blüte stehende Handel und Verkehr böten heute einer solchen Einrichtung einen günstigeren Boden. Merkwürdigerweise ist eine Wiedererstehung dieses Erwerbszweiges nicht zu verzeichnen.

Einmal bei der Aufführung der im Alltagsleben hervortretenden Figuren, darf, um das Bild nicht unvollständig zu bringen, der Kohlenhändler und anderer nicht vergessen werden. Sie waren für den kleinen Mann von derselben Bedeutung wie der auf seinem Wagen umherziehende Milchhändler. Ihre Rufe „waglo“ und „po mlyko“ lockten die Abnehmer mit Körben, Eimern bezw. Töpfen vor die Haustüren. Wie wohlfeil war die Ware der beiden! Den Tagesbedarf an Hausbrandkohlen deckte man mit 10 Pfennig; gab man für einen Liter Milch sechs Dreier (15 Pfg.), bekam man noch Kupfer zurück. In mancher Beziehung wäre das Alte doch gut zu behalten.

Die großartigen Wälder Oberschlesiens setzen ihre reichen Beerenernten hauptsächlich in der Industrie ab. Auf einem Karren schoben die ländlichen Händler den blauschwarzen Waldesegen in großen Schwingen durch die Straßen. „Po jagody“ schallte ihr Ruf und lockte natürlich auch die kaufunfähige, dafür umso lüfterne Jugend heran. Für ihre Hilfeleistung bei dem lauten Angebot durften die Erabanten sich am Schluß in den nicht mehr absatzfähigen Rest teilen. Das gab jedesmal eine Kaszhalgerei. Einer dieser Erabanten — es war meine Wenigkeit, Wenigkeit in des Wortes richtiger Bedeutung — hatte infolge seines rücksichtslosen Vorgehens schon lange den Futterneid der anderen Bewerber erregt. Er wurde unversehens von hinten gepackt — o diese Heintückler! — und in den zerquetschten Blaubeerenrest gedrückt. Die Spuren behaupteten sich trotz ausgiebigen Seifenverbrauchs lange im Gesicht. „Frau Nachbarin, sehen sie mal den Jungen mit dem schrecklichen Feuerball! Ach Gottoch, das ganze Gesicht entstellt!“ So hörte ich den Tag nach dem Attentat zwei Weiblein bedauernd hinter mir tuscheln.

Als markante Erscheinungen tauchen aus der Vergangenheit noch die Originale auf, jene Personen, deren Eigenart es verschmäht, in dem durch Herkommen und Mode ausgetretenen Herdenpfade zu laufen. Ausgeprägtes Selbstgefühl, eine Liebhaberei oder der konservative Sinn für Althergebrachtes lassen sie unbeschadet der ungünstigen Wirkung die eigenen Wege gehen. Um sich das Prädikat eines Sonderlings zu verschaffen, bedurfte es in einer Kleinstadt wie Beuthen dazumal nicht viel. Das Festhalten an einer aus der Mode gekommenen Form eines Kleidungsstücks genügte schon, nach einiger Zeit die Augen auf sich zu lenken. In dem heutigen Beuthen kommen Originale nicht mehr auf ihre Rechnung,

sie werden noch vor Erlangung der Volkstümlichkeit von den brandenden Menschenwogen verschlungen.

Wer sich dagegen am Stammtisch rühmen könnte, noch nicht in der Elektrischen gefahren zu sein, hätte wohl Aussicht, in den Ruf eines Sonderlings zu kommen, allerdings nicht über den Rahmen der Tafelrunde heraus. Und doch ist die zurückliegende Zeitspanne nicht so groß, da wir die meisten Tagestouren auf Schusters Rappen zu machen genötigt waren. Während wir innerhalb des Zeitraums von zwanzig Jahren die Entwicklung eines weitverzweigten Kleinbahnnetzes verfolgen konnten, darf sich der Eisenbahnfiskus eines solchen Fortschritts nicht rühmen, es sei denn, er berufe sich auf die Einführung der Bahnsteigsperrre und Abschaffung der Perronglocken. Für ihn mag das zutreffen, das reisende Publikum empfand sie als eine Härte. Bis dahin wurde man vom Bahnpersonal fast bis an die Wagentür geleitet, ein Irrtum im Zuge war eine kaum denkbare Sache. Ebenso lag aus dem Bereiche der Möglichkeit das Verpassen der Zugabfahrt. Sie wurde mittelst einer auf dem Bahnsteig angebrachten Glocke von beträchtlicher Größe so feierlich und eindrucksvoll verkündet, daß man im Wartesaal getrost ein Schläfchen riskieren konnte, zumal vor Abfahrt eines Zuges ein dienstbarer Geist dafür sorgte, das alles mitkam.

Da ich nicht gern in den Verdacht kommen möchte, als reaktionärer Geist zu gelten, will ich gern der Überzeugung Ausdruck geben, daß die Bewältigung des riesigen Bahnverkehrs nach dem früheren bedächtigen und gemüthlichen Abfertigungsplan für Beuthen ein Ding der Unmöglichkeit wäre. Die langsame Bedächtigkeit ist von der nervösen Hast des Großstadtdetriebes verschlungen. Wer sie genießen will, muß hinaus aufs Land oder in die kleinen Provinzstädtchen. Da äußert sie sich in Bewegung, Sprache und Gesten, da haben es die Menschen nicht so eilig mit der irdischen Laufbahn.

Eine Errungenschaft darf ferner nicht unerwähnt bleiben, der zweimal wöchentlich nach dem Stadtwald gehende Sonderzug, dem bald die Elektrische Konkurrenz machte. Der Stadtwald, in dessen Stille sich so angenehm ruhte und träumte! Die Stimme der Waldeskinder, ihr Rauschen und Raunen in den Wipfeln wird übertönt von Musik und lachenden Menschen. Recht so. Der Wald ist ja ihre Wiege da.

Der Beuthener, überhaupt der Oberschlesier, ist ein Freund der Musik. Wer daran zweifelt, wandere des Sonntags durch die Straßen unserer Industriedörfer. Was er da an Instrumenten zu hören bekommt, wird den Saulus zum Paulus machen, manchmal auch seine Gangart beschleunigen. Der Kunstgeschmack ist anspruchsvoller geworden. Die heiteren Mufen hatten damals noch kein festes Domizil. Sie erschienen gewöhnlich nach dem Wegzug der letzten Singvögel. „Die schöne Galathea“ und Pietro Mascagnis „Cavalleria rusticana“ waren meine ersten Genüsse bei den fahrenden Jüngern Thalias. Die sizilianische Bauernchöre wurde in Ermangelung von Opernkraften als Schauspiel verzapft. Das sollte sich mal heute ein Theaterdirektor erlauben!

Ein Funken Ehrgeiz ist in jedes Menschen Brust gelegt. Er ist

der Vater aller Erfolge; ohne ihn stünde die Menschheit noch auf der ersten Stufe ihrer Geschichte. Mein damaliger Drang nach der Höhe entsprang allerdings nicht diesem Triebe. Des Geldbeutel's chronisches Leiden wies mit zwingender Kraft nach jener Stufe, die man Trampelloge nennt. Warum ihr Ansehen ein so geringes ist, bleibt mir unerfindlich. Ist sie doch zweifellos der Sammelpunkt aller echten Kunstenthusiasten, die nicht des Flirts oder der Toiletten wegen, die einzig der Kunst wegen in den mageren Geldbeutel greifen. Sie kommen nicht zum zweiten oder dritten Akt, bleiben auch nicht für die Dauer eines Aktes. Im Gegentheil! Lange, bevor sich die Pforten öffnen, harren sie geduldig in beängstigender Enge. Man sollte mal dieses Opfer von denen verlangen, die höchst indigniert tun, sobald die Begeisterung die derbbesohnten Füße auf der Trampelloge ergaßt.

Bei der schönen Galathea erlebte ich die erste schmerzliche Enttäuschung, den ersten Sturz aus der lichten Höhe der Poesie in die nüchterne Wirklichkeit. O Galathea, meine Augen haben dich geschaut, als der wohlthätige Schein der Kampenlichter deine Glieder nicht mehr umwob. Ach, hätte ich dich nie gesehen!

Du leichtgeschürzte Terpsichore, ich verstehe dich dein Winken und vergesse deiner nicht. Man huldigte dir mit einer Hingebung, die der junge Nachwuchs den alten Damen — Verzeihung, das Wort alten ist mir nur so entschlüpft — und alten Herren kaum zutrauen wird. Der Schweiß in den Tanzlokalen stand schon in meiner Jugend im Preise unter dem der Maurer. Der Beuthener Saal am Friedrich Wilhelms-Ring und das Hotel Sanssouci an der Bahnhofstraße konnten was erzählen. Das letztere Lokal war jahrelang der eigentliche Kunsttempel. In Gräupners Saal an der damals sehr schmalen Verbindungsstraße zwischen Ring oder Reitschule, wie die ganz alten Leute letzteren nennen, schwang das Militär mit Charge und ohne Charge (gemeint ist nur der durch Goldtressen bezeichnete Rang) samt den Damen vom Kochlöffel das Tanzbein.

Das war in jenen Tagen, als die Schnellläufer mit Schellengeläut und Peitschenknall auf dem Ringe sich produzierten. Mit ihnen Schritt zu halten, war für uns Jungen eine leichte Sache; man frage bloß nicht, wie lange; denn es handelte sich stets um Dauerläufer. Weshalb führten sie die Peitsche? Nun — bitte, raten!

Vor etlichen Jahrhunderten hatte ein Ring eine größere Bedeutung. Wichtige Ereignisse und alle die Allgemeinheit in lokaler und politischer Hinsicht bewegenden Fragen trieben die Bürgerschaft nach dem Ringe. Er sah an Festtagen festlich gekleidete frohgemute Volkscharen, sah in Zeiten der Not — und das geschah oft — die gepanzerten Ritter- und Söldnerhaufen; auf ihm sammelten sich die gewappneten Gilden zum Schutze bedrohter Rechte. Er war Zeuge der öffentlichen Gerichtsbarkeit, der Mittelpunkt des städtischen Lebens, und die Glocken der alten Marienkirche riefen die alten Geschlechter mit ihren ehernen Stimmen in frohen und trüben Stunden zum Gottesdienst. Sie und der Ring. Was können sie der jetzigen Generation erzählen!

Werden und Vergehen, ein ewiger Wechsel, aus dem die Natur ihre Kräfte schöpft. Das Alte muß dem Jungen weichen.

Das ist gut so, sonst hätten wir noch heute auf dem Ringe und in den Straßen das gehakte Rasenkopfpflaster. Für müde Beine ein Marterrost. Ein Feld voller Fallgruben für die Mode stehenden Stöckelschuhe. Betrost kann die Modedame die Granitplatten des Bürgersteigs verlassen, ohne befürchten zu müssen, die Stöckel unter den Füßen zu verlieren oder eine Verstauchung der Knöchel davonzutragen. Sie sollen sich vorzüglich für den Abstieg im Gebirge eignen. Wer will es versuchen? Probieren geht über Studieren.

Die Früchte, die der alte Chronos vom Baume der Zeit auf die Erde schüttelt, bilden eine Girlande. Es ist schon alles dagewesen. In meiner Kindheit zierten die hohen Absätze die Stiefel der italienischen Bergleute, welche als Gesteinshauer im ober-schlesischen Bergbau Beschäftigung fanden. Geht man den Kalender noch mehr zurück, offenbart sich Ben Alibas Ausspruch von neuem.

Einzelne zeigten sie sich selten, die Manchestergestalten, das kleine Hüttlein keck auf das schwarze Haar gedrückt. Unbehelligt wanderten die Söhne Romas des Sonntags durch die Straßen, behelligten auch niemand. Nur in den Stammkreipen kam beim heimatischen Bino das südländische Blut leicht ins Kochen. Unversehens blüzte der Stahl des locker sitzenden Stiletts über den Köpfen. Eigene Angelegenheiten, in welche sich die Bürger nicht mischten. Der bekannte Ulas aus bismarckischem Regime trieb um das Jahr 1890 die dunkeläugigen Söhne aus dem Lande. Seitdem werden ihre Arbeiten von unseren Bergleuten verrichtet. Der Verdienst bleibt dabei im Lande. Vom ökonomischen Standpunkt betrachtet, ein wichtiges Moment. Der Lokalpatriotismus, ach sagen wir schon Futterneid, will die Gebietsbegrenzung noch enger gezogen haben. Am besten, das Geld bleibt im Orte. Man soll Gewerbesteuer und dazu eine ganze Kette anderer Abgaben zahlen und den Verdienst durch umherziehende Krämer hinwegtragen sehen. Jeder ist sich selbst der Nächste, und in Geldsachen hört die Freundschaft auch bei den Beuthenern auf. Wozu brauchen wir Jahrmärkte, da am Orte alles zu haben ist? Stimmt! Aber sie sind nun mal eine durch viele Geschlechter liebgewordene, ihre Daseinsberechtigung aus dem Wohnheitsrecht herleitende Einrichtung, an der namentlich die am Altbergebrachten festhaltende Landbevölkerung hängt. Von ihrer früheren Bedeutung haben sie ein gut Teil eingebüßt. Dem Wandel der Zeit müssen auch sie den Tribut entrichten.

Noch in meiner Jugend war ein Jahrmarkt ein Ereignis für jung und alt. Er bedeutete das unter freiem Himmelszelt aufgeschlagene Warenhaus, in dem alles zu haben war, was das Herz begehrte. Der Tage vorher in Angriff genommene Aufbau der zerlegbaren Bretterbuden bildete eine wichtige Einleitung für den großen Tag. Die Nacht zu ihm ging geräuschvoll zu; Wagen auf Wagen der auswärtigen Markthändler durchzog die Straßen, das polternde Geräusch der Räder auf dem buckligen Pflaster wollte kein Ende nehmen. Ob der nächtlichen Störung ärgerlich brummend, drehte sich so und soviel mal der Bürger im Bett und be-

neidete den tiefen und gesunden Schlaf seiner Kleinen, die im Reich der Träume bereits auf dem Jahrmarkt weilten.

Und was die Phantasie schuf, überbot die greifbare Wirklichkeit. Die Augenweite kannte keine Grenzen. War man all die vielen langen Budenreihen hindurch und fing die Besichtigung zum zweiten und dritten Male an, es gab halt immer noch Bewundernswertes genug. Was Menschenhände für die Bedürfnisse des Alltags geschaffen, lag verführerisch zum Kauf ausgebreitet. Die in der harten Schule der Jugend gelernte Tugend der Genügsamkeit mußte angesichts der wenigen Nickelmünzen in der Tasche schwere Proben bestehen und aus sich heraus die Tugend der Standhaftigkeit gebären.

Das Angebot war riesengroß, die Kauflust ebenso, nur die Kaufkraft winzig klein. Um der Qual der Wahl für eine Weile zu entgehen, hörte man die gruseligen Geschichten der Bänkelfänger, von da ging der Weg zum Scherenschleifer. Nicht müde konnte man werden vom Zuschauen. Der Arbeit eines anderen zuzusehen, ist ja die angenehmste Beschäftigung. Wie der Funkenregen zwischen dem surrend rotierenden Stein und dem Stahl der Scheren und Messer sprühte! Was brauchbar sein will, muß geschliffen werden. So ist es beim Stahl, nicht anders beim Menschen.

Uns Jungens machte es Spaß, das Geräusch des Schleifens und die Bewegung des das Schwungrad in Drehung haltenden Beines nachzuahmen. „Prscht, prscht“, züchte es von unseren Lippen, „prscht, prscht“, züchte der Stein. Ein hurtiger Griff nach dem Anfeuchter, und eine Wasserfontäne überschüttete die auseinander jagende Jugend.

Sinweg von dem heimtückischen Scherenschleifer; dort drüben preist ein fahrender Optikus seine Ware an. Die heutigen Schrifttafeln zur Beurteilung der Sehschärfe waren für ihn ein überwundener Standpunkt. Was sollte er auch damit? Seine Kundschaft wollte keine Experimente, sie wünschte ein optisches Hilfsmittel, um im Gebetbuch, günstigstenfalls in der Zeitung lesen zu können. Und diese Proben waren zur Stelle. Alles weisichtige Männer, die da um den Optikus herumstanden. Ich meine damit nicht bevorzugte Geister, sondern Leute, welche die Brille auf die Nasenspitzen zu setzen pflegen. Ein altes Männlein behauptete mit schief geneigtem Kopf: „Meine Augen sind gutt, nur die Arme sind zu kurz geworden.“

„Ach wenn man doch auch ein solches Ding auf der Nase tragen dürfte“, seufzte die kindliche Eitelkeit. Diese vermeintliche Nasenzierde dünkte mir als das wirksamste Mittel, dem Gesicht den Ausdruck einer überlegenen Intelligenz zu verleihen. Wer dazu noch im Haarschmuck eine Nase sein eigen nannte, besaß alle Attribute der Gelehrsamkeit. Was das törichte Kinderherz gewünscht, ist dem Manne geworden, der es mit stiller Resignation trägt.

Eine kräuselnde Rauchfahne über der schiebenden, stoßenden Menschenmasse verriet die Stelle, wo der Grüßewursthändler seinen von einem Zuschauerring umgebenen Stand hatte. Dachte man sich die schnüffelnden Nasen windrosenartig durch Linien verbunden, dann traf der Kreuzungs-

punkt eine über Rotsfeuer stehende Pfanne, in der die fettig glänzenden Grüßesäckchen zischten und stöhnten und manchmal auch plakten. Zur Winterszeit war der Zuschauerring dichter. Wohlthätig ist des Feuers Nacht. Ob der Händler an einem ewigen Schnupfen litt oder ob der beißende Rauch die Tränen in die Nase trieb, sei dahingestellt. Jedenfalls war die Spitze des Riechorgans von einem Tröpfchen geschmückt, das von Zeit zu Zeit dem Befehl der Schwerkraft folgte. Alsdann zischte es in der Pfanne auf. So 'ne heiße Graupenwurst kostete nur fünf Pfennig; aber ne, lieber nicht. —

„Türk'scher Honich, bestes Mittel gegen Husten und Heiserkeit“, überschrie den Jahrmaktsstrubel ein fezzgeschmückter Mann. An den obigen Abeln litt ich nicht, dachte aber: „Besser vorbeugen als nachsehen“ und trat an den Stand, wo sich zwischen dem Händler und meiner Kleinigkeit folgende Unterhaltung entwickelte:

„Bitte vor fünf Fennje türk'schen Honich, aber velle und echten.“

„Das ist echter türk'scher Honich, bestes Mittel gegen Husten und Heiserkeit!“ Das war geschrieen und nicht gesprochen. Antwort und Anpreisung zugleich. Praktischer Mann!

„Unser Herr Lehrer sagte aber, Honich sei weiß und nicht so hart.“

„Dein Herr Lehrer war sicher noch nicht in der Türkei, sonst müßte er wissen, daß türk'scher Honich weiß ist.“

„Ja, aber warum ist er denn weiß?“

Der Händler, ein Mann, welcher mit sich reden ließ, rückte das Dokument für die Echtheit seiner Ware, den roten Fez, ins Gesicht, grub die Hände in die Taschen und fragte mit wichtigem Stirnrunzeln:

„Sag' amal, du Borsche, wie alt biste denn?“

„Zehn Jahre.“

„Da war ich klüger als du.“

„Das merkt man aber garnicht“, warf mein mich begleitender Freund ein und stützte zwischen den Beinen der Umstehenden durch, da sich die Hand des Mannes verlangend nach ihm ausstreckte.

„Haste schon vom Lande gehört, wo Millich und Honich fließt?“

„Ja, das gelobte Land heißt Kanaan.“

„Und wem gehört das Land?“

„Das weiß ich nicht.“

Ich bekam Achtung vor den geographischen Kenntnissen des Händlers, der sich triumphierend im Kreise umfah.

„In der Türkei liegt das Land.“

„Ja, aber der Honich. Warum is der weiß?“

„Nun ganz einfach. Die velle Millich hat sich mit dem Honich vermengt. Und davon ist er auch hart geworden, verstehste. Und nu frag nich mehr so tumm. Hier haste vor 'n Sechser Honich. — Echt türk'scher Honich, bestes Mittel gegen Husten und Heiserkeit“, gellte es wieder in meinen Ohren.

Von jeher befolgte ich den Grundsatz: „Spare das Gute für zulezt auf.“ Bei Tisch aß ich zuerst das Sauerkraut, nachher das Fleisch; ersteres schnell, letzteres langsam. „Greife das Unangenehme herzhaft an

und bringe es schnell hinter dich, merke dir das, mein Sohn! Die lange Bank für unangenehme Aufgaben ist eine törichte Selbstfolter.“ So sagte mein Vater. In Befolgung dieser weisen Lehre kam bei Brot und Wurst zuerst das Brot an die Reihe, aldaun — „die Wurst“, werden die Leser sagen. Gefeht. Erst die Pelle. Bei einer Schmalz- oder Butterschnitte war das Prinzip undurchführbar. Nur als kleiner Knirps habe ich — nein, ich verrate nichts.

Das Beste des ganzen Jahrmarkts verkörperte der „billige Jakob.“ Ein Jahrmarkt ohne ihn war einfach undenkbar. Er gab dem Ganzen erst das richtige Gepräge, und kein Jahrmarktsbesucher ging nach Haus, ohne dem ultigen Schwadronneur einen Besuch abgestattet zu haben. Er war der Held des Tages, zudem ein Mensch von fabelhafter Zungenfertigkeit und beschämender Aneigemüzigkeit. Nur um die Menschheit mit seinen Waren zu beglücken, verschleuderte er alles zu Preisen, die ich den Wucherern angelegentlichst empfehlen könnte. Damals wünschte ich mir die Tasche voller Geldstücke; mein junger Verstand konnte es nicht begreifen, daß die Eltern die von mir gepriesene Gelegenheit zum billigen Kauf in den Wind schlugen.

„Immer 'ran, immer 'ran, zum billigen Mann!“

„Jakob“, verbesserte ich solange, bis der Anschnauzer kam: „Junge, mach, daß du nach Hause kommst, die Mutter will dich hauen, und du bist nicht da! — Sehen Sie diesen Schirm, meine Herrrschaften, echt amerikanisches Fabrikat, ein Wunder der Mechanik. Der Sturm, der Schirme knickt wie Stroh, macht diesen hier vergnügt und froh“.

Bei Gott, der Mensch stülpte das Ding um, daß aus der Pilzform eine Schale wurde, ohne daß eine Sprosse brach.

„Und dieses Meisterwerk amerikanischen Fortschritts können Sie bei mir haben vor fünf Mark. Was, keiner gibt fünf Mark? Ach so, ich bin ja der billige Jakob, gut, daß Sie mich durch Ihre stumme Sprache daran erinnert haben. Darum vier Mark fufzich. Keiner vier Mark fufzich? Hat niemand vier Mark fufzig bei sich? Na, dann hol mich der Pleitegeier, vier Mark. Wer will? Keiner? Niemand vier Mark? Na, dem nicht, liebe Tante“.

Derweil das unverkäufliche Objekt weggestellt wird, ruft es aus der Menge:

„Drei Mark!“

„Berrückt. Zu dem Preise kaufe ich von Ihnen“, schreit der Jakob, tippt an die Stirn mit der Linken, greift nach dem Schirm mit der Rechten! „Drei Mark fufzich letztes Gebot!“

„Drei Mark“ schallt es zurück.

„Drei Mark fufzich“, erboft sich der Händler.

„Drei Mark“, beharrt der Bieter. Und schon fliegt ihm die Ware in den emporgestreckten Arm.

Der zweite Schirm wird geschwungen. „Geschieht mir recht, ganz recht, daß ich pleite mache. Warum ist der billige Jakob so tumm, warum muß ich gerade der einzige Tummle unter Ihnen sein? Schnell, meine Herrrschaften, ich sehe den Gerichtsvollzieher, greifen Sie zu, ehe

er pfändet. Bei solchen Preisen muß der Rothschild krachen. Drei Mark Stück vor Stück!“

Die Regendächel flogen nur so durch die Luft, bis der augenblickliche Bedarf gedeckt ist.

„Diese Bürste aus dem Haar echter Araberhengste nimmt jeden Fleck, jeden Dreck hinweg. Kostet im Laden fünf Mark. Ich verkaufe sie mit vier, drei, zwei Mark. Keiner zwei Mark? Na, dann geb ich den Kamm aus echt Schildpatt gratis dazu, kostet mich selbst eins fußlich. Kauft Bürsten und Kämmen, es kommen laufige Zeiten!“

Unerklärlich war mir, wie der Mann trotz der Verluste so vergnügt aus der Rumflasche trinken konnte. Der billige Jakob von dazumal ist nicht mehr. Andere sind in seine Fußstapfen getreten und versuchen ihm nachzuahmen. Imitation, die nie das Original ersetzen kann. Talmi. Ich wünschte, wir hätten mehr Gold als Talmi im Lande und dazu die fallende Preisfala des billigen Jakob. Sie tut uns wahrlich not.



## Die schönsten deutschen Gedichte.

Der Seminaroberlehrer Richard Seyfert veranstaltete vor dem Kriege in verschiedenen Schulen eine Umfrage, die folgendes Ergebnis hatte: von lyrischen Gedichten waren die bevorzugtesten der Reihe nach: Schillers „Lied von der Glocke“, Goethes „Gefunden“, Eichendorffs „Wer hat dich, du schöner Wald“, Geibels „Morgenwanderung“, Uhlands „Einfuhr“, Storms „Abseits“, Schillers Lieder aus Wilhelm Tell, Uhlands „Die Kapelle“, Goethes „Frühlings Auferstehung“, Storms „Oktoberlied“, Heyßes „Leber ein Stündlein“, Mörikes „Er ist's“, Goethes „Mignon“, Schenkendorfs „Muttersprache“, Tellers „Abendlied“, Uhlands „Des Knaben Berglied“, Claudius' „Abendlied“, Goethes „Wanderers Nachtlied“, Uhlands „Schäfers Sonntagslied“, R. F. Meyers „Lenzsfahrt“, Storms „Gott grüße dich“; von erzählenden Gedichten: Schwabs „Das Gewitter“, Chamisso's „Die alte Waschfrau“, Freiligraths „Die Auswanderer“, Uhlands „Schwäbische Kunde“, Goethes „Erlkönig“, Schillers „Die Bürgschaft“, Goethes „Der Sänger“, Liliencron's „Tod in Aehren“, Goethes „Der Fischer“, Vogls „Heinrich der Vogler“, D. Ernsts „Nis Randers“, Lenau's „Der Postillon“, Vogls „Das Erkennen“, Platens „Das Grab im Busento“, Schillers „Der Graf von Habsburg“, Goethes „Johanna Sebus“, Giesebrechts „Der Lotse“, Heines „Balsazar“, Geibels „Friedrich Rothbart“, Uhlands „Der blinde König“. Von den Volksliedern erwiesen sich als die bevorzugtesten: „Deutschland, Deutschland über alles“, „Ich hatt' einen Kameraden“, „Stille Nacht, heilige Nacht“, „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“, „Sah ein Knab' ein Röslein“, „Der Mai ist gekommen“, „Leb' immer Treu und Redlichkeit“, „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“, „O Sträßburg“, „Dort unten in der Mühle“, „Es ist bestimmt in Gottes Rat“, „Am Brunnen vor dem Tore“, „An der Saale hellem Strande“, „Nennchen von Tharau“, „Ein Sträußchen am Hute“, „Zu Sträßburg auf der Schanz“, „Morzgen muß ich fort von hier“, „Es ist ein' Ros' entsprungen“, „Hab oft im Kreise der Lieben“, „Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein“. — Unter den Gedichten behaupten demnach unsere Klassiker nach wie vor die erste Stelle, an der Spitze stehen Goethe, Schiller und Uhland, wie man wohl kaum anders erwarten kann. Obwohl sich unsere moderne Lyrik und Balladenpoesie mitunter in Bahnen bewegt, die unserer klassischen Poesie in mancher Hinsicht nahe kommen, ist es vielleicht einer späteren Generation vorbehalten, sie so zu würdigen, wie sie es zu einem guten Teil auch heute schon verdiente. Ich meine, neben dem Klassischen sollte man das Moderne, d. h. das gute Moderne nicht ganz ver-  
gessen.



**Abstimmungs-Plakat**

Original: 60 : 45 cm



**Abstimmungs-Postkarte.** Gezeichnet von Erich J. Gottschlich-Gleiwitz.  
 Herausgegeben vom Verbands heimattreuer Oberschlesier in Rattowitz.

**Oberschlesier!**  
 Bleib Heimatreu.

**Wähle Deutsch**

**Oberschlesier**  
**GLÜCK & AUF!**

**Zur Deutschen Wahl**

**Mach Dich bereit**  
 zur **O.-S. Wahl**

**Keine Stimme darf fehlen!**

**Pieronie lach nicht**  
**Ich wähle Deutsch.**

**Was der Deutsche gesät,**  
 Darf der Deutsche auch ernten.

**Oberschlesier!**  
**Wähle Deutsch.**

**Du mußt frieren,**  
 wenn wir  
**Oberschlesien verlieren!**

**Nur wenn**  
**im Deutschland blüht**  
 ist Dir, ist mir,  
 ist uns allen  
 geholfen.

**In Oberschlesien**  
 herrscht Deutscher Fleiß  
 und Deutscher Sinn.

**O.-S.**  
**Wähle**  
 die  
**Deutsche**  
**Republik.**

**Ober-**  
**Schlesier!**  
 Sei Bismarckreu.  
 mit Mannesmut  
 durch Deutschlands  
 wird alles gut

**Ober-**  
**Schlesier**  
 Folgt dem Beispiel der  
**Ost-u. West-**  
**Preußen**  
**Wählt Deutsch**

**O.-S.** **Du Sand**  
 wo unsere  
**Wiegestand**  
**Bleibe Deutsch**

**Abstimmungs-Reklamemarken.**

Oberschlesisches Abstimmungsgeld.



Vorderansicht des Geldes der Stadt Kattowitz.



Rückansicht des Geldes der Gemeinde Bielichowitz.

# Johann Christian Günther und seine Beziehungen zu Oberschlesien.

Von W. A. Rieger-Bismarckhütte.

Wen die Götter lieb haben, der stirbt jung.  
(Nach Plutarchs „Trostrede an Apollinus“.)

Die Liebe des Volkes wendet sich meist denen zu, die jäh aus der Fülle ihres Schaffens durch den Tod herausgerissen werden. Nicht nur Mitleid über ein so grausames Geschick erfasst uns und läßt ihre menschlichen Fehler und Gebrechen in einem versöhnlichen Lichte erscheinen, nein, die Gabe ewiger Jugend macht die zu Frühverstorbenen zu Lieblingen des Volkes, denn ein machtvolles Blühen und Treiben, ein lichter Frühling voll jauchzender Liebe, nur hin und wieder umzogen von leichten Wölkchen der Antreue und des Unmutes, durchziehen ihre Poesie. Wie der eisige Reif greift des Todes harte Hand in jenen Blüthenraum hinein, zerstört die zarten Triebe, ehe noch die Frucht gezeitigt ist. Sie sinken in der Jugend-schönheit in das Grab und bleiben vor dem Fluche des Nachlassens dichterischer Kraft ver-nach erklommen hätten, hätte nicht das grausame Schicksal ihren Lebens-faden zu zeitig durchschnitten.



*Johann Christian  
Günther*

schont, vor dem wohl die wenigsten verschont bleiben, vor jener Zeit, wo an die Seite des altenden Dichters der junge Nachwuchs tritt, sich mit dem frischen Lorbeer schmückt und jenem nur der milde Schein des Nachruhms bleibt. Die Nachkommen späterer Geschlechter suchen mit geschäftiger Einbildungskraft sich auszumalen, was jene, in der Jugendfrische dahingerafft, noch hätten leisten können, welche hohe Stufe der Vollen-dung sie

Auch um den Schlesier Johann Christian Günther schwebt dieser mildverklärende Zauber, jenes unglücklichen Dichters, der im Gegensatz



zur zweiten schlesischen Dichterschule den erkünsteltesten und unnatürlichen Versbau, die überladene Sprache mit den geschmacklosen Wortbildungen durchbrach und nicht mit dem Verstande, sondern mit dem Herzen dichtete. In dem Strome seiner Dichtungen spiegelt sich sein unstätes Wanderleben wieder, denn die Geschehnisse, an denen seine irdische Wanderfabrt so reich ist, geben seinen Schöpfungen den Inhalt, wie es auch bei dem Altmeister Goethe der Fall ist. Günther ist dem „irren Morgensterne“ zu vergleichen, der unseren beiden größten Dichtersfürsten vorangegangen ist. Darum sagt auch von ihm der Literaturhistoriker Professor Dr. Anselm Salzer: „Seine Schicksale geben seiner Poesie den Inhalt, und vielleicht ist vor ihm kein deutscher Dichter zu nennen, dessen Lyrik so tief in die unmittelbare Wirklichkeit griff, denn hier ist jede Zeile erlebt.“

Johann Christian Günther ist am 8. April 1695 zu Striegau geboren. Sein Vater, Dr. Johann Günther, war ein vielbeschäftigter Arzt, der leider mit irdischen Glücksgütern nicht allzureich gesegnet war. Die Mutter des Dichters starb 1724, also ein Jahr nach seinem Tode, und ihr und seiner Schwester gelten die Worte in dem Gedichte „Letzte Gedanken“, das in seinem Sterbejahr 1723 entstand:

„Arme Mutter, die du jetzt mein entferntes Grab betränest,  
Und vielleicht den kranken Leib auch schon an die Bahre lehnest,  
Nimm sammt meiner lieben Schwester eine kurze gute Nacht,  
Weil die Wehmut des Gemütes Keim und Kiel zu schanden macht“.

Über die Jugendjahre ist fast gar nichts bekannt, nur in einigen Gedichten sind Andeutungen darüber vorhanden, daß der erste Unterricht in den Händen des Vaters gelegen hat, der den frühreifen Knaben in der christlichen Lehre, in der Mathematik und den klassischen Sprachen, ebenso wie in der Heilkunde unterwies. Als später der Jüngling mit dem Vater schon längst zerfallen war, denkt er noch mit Wehmut und Dankbarkeit an jene glücklichen Zeiten zurück, aber auch daran, daß dieser den bei ihm schon früh sich zeigenden Keim der Dichtkunst zu ersticken und mit Gewalt ihn in jenen Lebensberuf zu zwingen suchte, der ihm selbst das tägliche Brot gab. In dem Gedichte: „An Hans Gottfried von Beuchel“ sagt er u. a.:

„Der Vater zog mich ab, verwarf mein Spiel als Grillen  
Und sprach: (ich hör' es noch) Sohn! wirf den Bettel hin,  
Und häng' den Brotkorb an; kein Reimen bringt Gewinn.  
Und wenn die Kranken uns den fetten Zins entrichten,  
So müßt ihr faules Volk von magern Röhren dichten.  
So pfiß, so schwast er mir, doch stets vergebens vor;  
Natur ging über Zwang: ich nahm dein Lautenschor,  
Kroch hinter Holz und Herd, in Winkel, in den Garten,  
Und ließ umsonst Schlaf, Tisch und Regel warten. — —  
So wurden wir vertraut, mein Herz fing an zu brennen  
Und lernte nach und nach, zuerst von ohngefähr,  
Daß zweierlei Geschlecht und Lieben Leben wär!“

Der noch nicht fünfzehnjährige Knabe kam zu Anfang des Jahres 1710 nach Schwednitz auf die evangelische Gnadenschule zur heiligen

Dreifaltigkeit, welche zwei Jahre vorher auf Betreiben des Schwedenkönigs Karl XII. von dem Wiener Hofe zu Gunsten der schlesischen Protestanten gegründet worden war und fand in dem Hause des alten Freundes seines Vaters Dr. Thiem freundliche und unentgeltliche Aufnahme, ebenso erhielt er von anderen Seiten Freitische und mancherlei Zuwendungen. Die Schule stand unter der Leitung des Rectors Leubscher, der nicht nur ein tüchtiger Schulmann und Gelehrter, sondern auch ein warmherziger und gemütreicher Lehrer war, welcher dem frühreifen Knaben bald seine Aufmerksamkeit zuwandte, da dieser durch seine dichterischen Erzeugnisse bald in der Stadt bekannt wurde. Es waren zwar nur Gelegenheitsdichtungen, aber die Reime und Verse zeigten eine natürliche Begabung und gefielen so, daß seine Mitschüler viele seiner Gedichte nicht nur abschrieben, sondern auch auswendig lernten. Zwei Gönner erwarb sich hier der junge Poet noch: es was der Pastor Balthasar Scharff, der Herausgeber des „Schlesischen Helikon“, einer Auswahl von Gedichten und Aufsätzen schlesischer Dichter, und des Pfarrers Benjamin Schmolke (geb. 1672, gest. 1737), des fruchtbarsten Liederdichters des Jahrhunderts, der zehnmal mehr geistliche Lieder verfaßte als Paul Gerhard.

Im Sommer des Jahres 1713 lernte der junge Poet die Macht junger Liebe kennen, die nicht nur der Quell alles Lebens, sondern auch der Poesie ist. Der Jugend- und Studienfreund des Dichters, Friedrich von Bock und Dolach, nahm diesen auf das väterliche Gut in Roschkowitz — auch Ruschkowitz geschrieben — bei Nimptsch mit. Ein halbes Kind war es noch, das er unter dem Namen Philindrene und Flavia besang. Nach den Forschungen Wittigs (Wittig, „Arkunden und Belege zur Güntherforschung“ S. 15) soll es ein Fräulein Johanna von Cobalinska, wahrscheinlich eine Verwandte des gastlichen Hauses, gewesen sein. Sie starb nach dem Kirchenbuche von Siegroth, Kreis Nimptsch, im Alter von fünfzehn Jahren.

So klagt er in dem Gedicht „Erinnerung“:

„Erinnert euch mit mir, ihr Blumen, Bäum' und Schatten  
Der oft mit Flavian gehalten Abendluft!  
Die Bäume gleißen noch von Flammen treuer Brust,  
In der wir, werthes Paar, des Himmels Vorschmack hatten:  
O goldene Frühlingszeit! — Mein Herz, was kommt dir ein?  
Du liebest Flavian, sie ist ja nicht mehr dein.  
Hier war es, wo ihr Haupt mir oft die Achsel drückte,  
Verschweigt ihr Linden mehr, als ich nicht sagen darf,  
Hier war es, wo sie mich mit Klee und Quendel warf,  
Und wo ich ihr den Schoß voll junger Blüten pflückte.  
Da war noch gute Zeit! — Mein Herz was kommt dir ein?  
Betrübt dich Flavia? Sie ist ja nicht mehr dein“.

Noch in späterer Zeit denkt er an den Tod der Jugendliebe, wenn er in einem sechzehnstrophigen Gedichte singt:

„Das Unglück kommt mir in Gedanken  
Ohn' Ordnung und in Menge vor,

Es heißt mich auch in Träumen zanken  
 Und schwächt' mir täglich Aug' und Ohr :  
 Bald schmeißt mich Philindrenes Leiche  
 Mit neuer Ohnmacht in den Staub,  
 Da zeigt mir Roschkowiz die Eiche,  
 Da denk' ich an den süßen Raub“.

Sinnend weilen die Gedanken des Dichters nach Jahren oft noch  
 in Roschkowiz :

„Dort wo mir Roschkowiz im Lindenschatten  
 Durch Philindrenens Ruß den ersten Wunsch entführt,  
 Und wo ihr Name noch viel glatte Birken ziert“. —

Oder wenn er klagt :

„Ach kleines Roschkowiz, wie wohl gefällst du mir!  
 Mein Ruhplatz ist noch fern; ach, wär ich doch in dir!  
 Ach käm' es mir so gut, mit Büchern und mit Singen  
 Nach überstandner Angst mein Leben hinzubringen!“

Wahrscheinlich an demselben Orte ging dem Jüngling bald ein neuer  
 Liebesstern auf, der fast seine ganze Lebensbahn mit seinem Licht be-  
 strahlte und dessen tröstender Glanz und milder Schimmer auch in den  
 schwersten Daseinsstunden ihm Hoffnung und Trost zuwinkte. Er nennt  
 den guten Engel seines Lebens Leonore und alle seine Liebeslieder, die  
 jenem Seelenbunde entstammen, gehören durch ihre ergreifende poetische  
 Wahrheit, durch flammende Leidenschaft und tiefe Innigkeit zu dem  
 Reinsten und Schönsten, was je Günthers Harfe sang. War es doch,  
 als ob er die oft mißbrauchte Leier in ihrem Dienste mit neuen und  
 reinen Saiten bezog, so daß er im Jahre vor seinem Tode klagten  
 konnte:

„Sage, du begriffne Leier	Soll ich dich nun lodern lassen ?
Wem ich dich vermachen darf;	Nein. — Dein niemals fauler Klang
Tausend wünsch dich ins Feuer,	Ließ mich oft ein Herze fassen
Dem du raffelst allzu scharf.	Und verdienet bessern Dank.“

Wer das Mädchen, welches er zuerst unter dem Namen Magdalis  
 besang, gewesen ist, wissen wir nicht. Daß sie eine Tochter von Dr. Sachmann  
 und die Schwester seines Schulfreundes Georg Kaspar Sachmann, der  
 am 5. April 1714 die Schweidnitzer Schule verließ, war, ist nirgends  
 erwiesen und gehört wohl in das Reich der Fabel, obwohl Adalbert  
 Hoffmann in seinen lichtvollen Schriften über Günther („Johann Christian  
 Günthers Schulzeit und Liebesfrühling“ und „Johann Christian Günthers  
 Leben auf Grund seines handschriftlichen Nachlasses“), ebenso Ludwig  
 Fulda und Dr. Karl Enders diesen Standpunkt vertreten. Von Roschko-  
 wiz kam sie anscheinend mit den Eltern nach Schweidnitz. Die Familien-  
 verhältnisse scheinen nicht allzuglänzend gewesen sein, denn Günther klagt  
 im Jahre 1719 selber :

„Man lacht uns beiderseits, geliebter Engel, aus,  
 Warum ich armes Kind dich armes Kind erwähle?  
 Man meint, wo Liebe nicht die goldnen Ringe zähle,  
 Da komme nach und nach der Mangel in das Haus.“

Doch laß dich, treues Herz, den blinden Wahy nicht irren,  
Gott kann den Rechnungsfluß der Spötter leicht verwirren."

Aus den Andeutungen in mehreren Gedichten geht hervor, daß die Geliebte einen Bruder und eine Schwester bebesseu habe. Von letzterer fällt der Dichter allerdings kein schönes Urtheil, denn er sagt:

„Gedente nur zurück und sieh die Schwester an,  
So wie ich prophezeit, so ist es auch ergangen.  
Was hilft ihr aller Prast von Kleidern, Perl' und Spangen,  
Wenn kein geruhig Herz davon genießen kann?  
Ihr Kuß ist lauter Gift, ihr Ehbett' eine Hölle,  
Und wo ihr Mann nur weicht, füllt Schimpf und Groll die Stelle."

Nur an stillen und einsamen Orten kann Günther mit der Geliebten zusammenkommen, um den Klatschereien und Späheraugen zu entgehen. Auf dem Kirchhofe fanden sogar die geheimen Zusammenkünfte statt, wie der Dichter später selber bekennt:

„Der Umgang wurd' uns sonst verboten, Zum Zeugen unsrer Freundschaft an  
Wir suchten die geheimste Bahn: Und ließen bei verschwiegener Pein  
Wir riefen die verwandten Toten Den Kirchhof unsre Freistatt sein."

In zwei unmittelbar vor seinem Abschied von Schweidnitz entstandenen Gedichten empfiehlt er die Geliebte der Sorge einer vertrauten Freundin namens Johannchen. Später finden wir Leonore in Boraus bei Breslau und in Zedlitz, Kreis Trebnitz, wieder, wo sie anscheinend als Wirtschafterin bedienstet war. War es auch ihr nicht vergönnt, an der Seite des Dichters die gemeinsame Lebensbahn zu beschreiten und später an der Seite eines anderen Mannes ihr Eheglück suchte, so ist sie doch in den trübsten Daseinsstunden sein Rettungsanker gewesen, an den er sich oft mit der letzten schon versiegenden Kraft klammerte.

„Wohin ich geh', begleitet mich dein Bild; kein fremder Zug wird mir den Schatz entreißen“, sang Günther, als er Ende September 1715 die Schule zu Schweidnitz verließ, nachdem noch vorher sein erstes und einziges Trauerspiel „Die von Theodosia bereute Eifersucht“ auf dem Schultheater hatte aufgeführt werden können. Er begab sich zunächst nach Frankfurt a. d. O., und da es ihm auf der dortigen Universität nicht gefiel, führte ihn sein Weg über Berlin nach Wittenberg, um daselbst Heilkunde zu studieren. Mit dem festen Vorsatze, sich einen Lebensberuf durch fleißiges Studium zu erringen, belegte er die Vorlesungen und besuchte sie auch fleißig — dann aber zog ihn das tolle studentische Leben, mit seinem unmäßigen Trinken, Raufen und Schwelgen in den Bann: Günther ist der lustigste und wildeste aller Zechgenossen. Alle guten Vorsätze sind dahin — die Schulden kommen — dem Vater wird das wüste Leben und Treiben seines Sohnes hinterbracht und sieht sich um die Hoffnung betrogen, an ihm einst eine Stütze und einen Nachfolger im Lebensberufe zu finden: er entzieht ihm seine Unterstützung und sendet ihm seinen Fluch.

Nun steht der junge lebensdurstige Mann mittellos da. In der Not wird die Poesie seine Retterin — er würdigt sie zum Handwerk herab und fristet als Gelegenheitsdichter sein Leben, wie einige seiner Biographen

behaupten. Ein Lichtblick in dieser traurigen Zeit war die Freundschaft mit dem Studenten Peters aus Rendsburg, der jedoch plötzlich starb und dem Günther u. a. die ergreifenden Worte widmet:

„Ja, Damon schläft und kommt nicht wieder,  
Ach, Name, der ergötzt und schreckt;  
Ach würdest du durch meine Lieder,  
Ja, durch mein Blut nur aufgeweckt,  
Ich würde beide gern verschweiden,  
O Rache, nimm dies teure Blut  
Von mehr als eines Enkels Händen,  
Und mache so die Blutschuld gut!“

Im Sommer 1717 gelang es ihm endlich, sich von seinen drückenden Gläubigern zu befreien und Wittenberg, „dem Anfang seiner Qual“, den Rücken zu wenden und nach Leipzig, dem Hauptsitz des damaligen literarischen Lebens zu ziehen, wo ihm seine poetische Begabung viele einflußreiche Freunde erwarb, namentlich Professor Burchard Mentke (Philander von der Linde), der dieselbe Stellung einnahm, wie später Gottsched, und der ihn nicht nur zum Dichten ermunterte, sondern ihn auch veranlaßte, das vernachlässigte Brodstudium wieder aufzunehmen. In dieser Zeit entsteht das bekannte Studentlied, die Nachdichtung des Gaudeamus igitur:

„Brüder, laßt uns lustig sein,  
Weil der Frühling währet,  
Und der Jugend Sonnenschein  
Unser Laub verkläret;  
Grab und Bahre warten nicht;  
Wer die Rosen jezo bricht,  
Dem ist der Kranz bescheret.“

Und in Jugendübermuth und doch voll Todesahnung singt er:

„Das Haupt bekränzt, das Glas gefüllt! Fort, Amor, wirf den Bogen hin  
So leb' ich, weil es Lebens gilt, Und komm, mich eilig zu bewirten!  
Und pflege mich bei Ros' und Myrten. Wer weiß, wie lang ich hier noch bin?“

Aber bald versiel er wieder in das alte Wittenberger tolle Leben — die Not kam wieder, zumal 1718 alle Hoffnung auf eine Unterstützung durch den erzürnten Vater für immer schwand, da dieser bei einer Feuersbrunst in Striegau alle seine Habe verloren hatte. Da reichte ihm Mentke die rettende Hand, wenn auch ohne sichtbaren Erfolg. Auf seine Veranlassung dichtete Günther das lange Zeit bewunderte Gedicht an den Prinzen Eugen von Savoyen „Auf den zwischen Ihro Röm. Kaiserl. Majestät und der Pforte 1718 geschlossenen Frieden.“ Die fünfzigstrophige Ode auf Prinz Eugen „den edlen Ritter“ und Kaiser Karl VI. anlässlich des Passarowitzer Friedens am 21. Juli 1718 sollte bei jenen die Theilnahme an den jungen Dichter erwecken — der Erfolg blieb aus, und doch stehen die Verse an Empfindung und Flüssigkeit der Sprache hoch über allen jenen Nachwerken derselben Zeit, welche aus gleichem Anlaß entstanden:

„Eugen ist fort! Ihr Musen nach!

Er steht, beschleußt und sicht schon wieder,

Und wo er jährlich Palmen brach,  
 Erweitert er so Grenz' und Glieder.  
 Sein Schwert, das Schlag und Sieg vermählt  
 Und, wenn es irrt, aus Großmut fehlt,  
 Gebiert dem Feind ein neues Schrecken  
 Und stärkt der Völker Herz und Macht,  
 Die unter Adlern, Bliß und Macht,  
 Die Flügel nach dem Monden strecken.“ — —

Aus Wien traf nur ein Anerkennungs schreiben ein — ein gehofftes Jahresgehalt blieb aus. Noch einen Versuch unternahm Menke, um seinem Schützling eine feste Stellung zu verschaffen: er empfahl ihn am Hofe des Königs August des Starken (1697 bis 1733) als Hofpoet. Als Günther sich aber in Dresden vorstellte, war er — betrunken, wie man in einigen seiner Lebensbeschreibungen liest. Die Hoffnung war durch eigene Schuld fehlgeschlagen. Wittig hat in seinen Untersuchungen dieses Märchen widerlegt. Der Dichter selbst gibt in der Epistel an seinen Freund Brandenburg vom 16. August 1719 die wahren Gründe an: ihm lag das Dichten aus dem Stegreif nicht, und so wurde ihm ein anderer Bewerber vorgezogen. Er sagt selbst:

„Das weiß die Welt, wie ich, und gleichwohl schlug jüngsthin  
 Der Strahl der Majestät den ungewohnten Sinn,  
 Denn als mein Pegasus vier Schulen machen sollte,  
 Da stund der lahme Gaul, als wenn er taumeln sollte.“

Und weiter sagt er:

„Mein ganzer Vorteil war ein leer und magres Loben,  
 Ein Kerl, der Reime quält und nach der Pritsche mißt,  
 Kommt an und sticht mich ab, nicht wegen netter Proben,  
 Nein, weil er nur ein besser Hofnarr ist.“

Nach Leipzig zurückzukehren schämte er sich, und zum Besuche einer anderen Unversität fehlten ihm die Mittel. Da faßte er den Entschluß, in die schlesische Heimat zurückzukehren und den tiefgetränkten Vater zu versöhnen.

Am 2. September 1719 verließ er das junge „Elbflorenz“, und auf den Flügeln der Sehnsucht eilt er Schlesiens Gauen zu: er weiß, hier wartet ein Herz in Treue seiner — es ist Leonore, die Geliebte seines Herzens. Er kommt am 25. September nach Schweidnitz und sieht die alten Stätten seiner jungen Liebe wieder, und Wehmut und Hoffnung beschleichen seine ruhelose Seele:

„Seit tausendmal gegrüßt ihr Felder, Sträuch' und Bäume,  
 Ihr kennt wohl diesen noch, von dem ihr soviel Reime,  
 So manches Lied gehört, so manchen Kuß gesehn:  
 Besinnt euch auf die Lust der heitern Sommernächte!  
 Was meint ihr, wenn mein Wunsch nur wieder eine brächte?  
 Das wird wohl nimmermehr gesehn!“

Nun eilt er nach dem benachbarten *V o r a u* und findet nach vier-jähriger Trennung die Geliebte wieder. Voll Sehnsucht und Verlangen bittet er:

„Nur zweifle nicht an meiner Treue,  
 Die als ein ewig helles Licht,  
 Wenn ich des Lebens mich verzeihe,  
 Die Finsternis der Gräber bricht.  
 Kein hartes Glücke,  
 Ja kein Geschicke  
 Trennt mich von dir,  
 Du stirbst, die Meine,  
 Ich bin der Deine :

Darum wirf den Argwohn weg und glaube mir!“

Nur einige Tage genießen die Liebenden die Freude des Wiedersehns; dann eilt Günther nach Striegau, um den Vater zu versöhnen — doch dieser bleibt unbittlich und weist dem ungeratenen Sohn die Thür. Um sich eine feste Lebensstellung zu verschaffen, wandert dieser nach Breslau, wo er viele akademische Freunde und besonders in der Familie von Breßler eine freundliche Aufnahme fand. Ihm eine Stellung als Hauslehrer bei dem Grafen Schaffgotsch zu verschaffen, mißlang durch seine Schuld — der Dresdner Vorgang wiederholte sich, denn er erschien betrunken bei seinem zukünftigen Brotherrn. Auch dieser Vorgang darf zu der Sagenbildung in des Dichters Leben gerechnet werden, denn es ist wohl sehr fraglich, daß damals, wo die größte religiöse Anduldsamkeit herrschte, ein katholischer Familienvater einem evangelischen Studenten die Erziehung seiner beiden Söhne anvertraut hätte. Die Gattin seines Gönners, Mariane von Breßler, die selber dichtete, mußte schließlich auch den freundschaftlichen Verkehr mit Günther abbrechen, da seine Gedichte an sie glühende Liebeschwüre enthielten, welche den Nächstbetheiligten zu Ohren kamen.

Abermals eines schützenden Hafens beraubt, wendet sich Günther auf Zureden seines Leipziger Studienfreundes Schubart nach Lauban, um sich daselbst als Arzt niederzulassen, nachdem er noch seinen Weg über Zedlitz bei Trebnitz genommen hat, wo sich jetzt Leonore befindet, der er nochmals den Schwur der Treue leistet. Nun pilgert er mit Schubart dem neuen Heimatsorte zu, langsam von Ort zu Ort, theils bei den Dorfgeistlichen, theils dort, wo lustige Gesellschaft und froher Trunk winken, Halt machend, bis man endlich im Februar 1720 Lauban erreicht. Er nimmt Wohnung bei den Eltern seines Gefährten, die selbst in bitterer Not leben und ihm in unverkennbarer Weise zu verstehen geben, wie sehr er ihnen zur Last falle. Eine Krankheit wirft ihm auf das Lager — bei ungenügender Pflege macht die Heilung nur langsame Fortschritte.

Und hier auf dem Schmerzenslager bricht noch einmal der herrliche Piederquell durch. Herzzereißende Töne sind es — bald durchtobt trostlose Verzweiflung seine Seele, und er verflucht sein Geschick, bald ist es rührende Hoffnung und inniges Gottvertrauen, das ihn aufrecht erhält. Wie glaubensstark klingen die Worte:

„Drückt mich der Sünden Menge,	Der Schrecken tiefer Nacht,
Mein Heiland schwächt die Last,	Muß unverzüglich weichen,
Er hilft aus dem Gedränge,	Wenn mich das Siegeszeichen
Wenn mich die Furcht umfaßt;	Des Kreuzes tapfer macht!“

Die entschwundene Jugendzeit zeigt sich seinem Geiste in der Ferne, und er singt u. a.:

„Wie? Was er erzähl' ich einen Traum?  
Zum wenigsten gedenkt mich's kaum.  
Mein Gott, wie ist die Zeit entronnen?  
Was hast du Herz, von aller Lust?  
Dies, daß du Reu' und Leid gewonnen  
Und missen und entbehren mußt.“

Der Herbst 1720 war gekommen, und voll Verzweiflung wendet er sich an seine Breslauer Freunde, da er den Entschluß gefaßt habe, noch einmal das unterbrochene Studium aufzunehmen. Man hilft ihm und gibt ihm den guten Rat, sich doch mit dem Vater auszuföhnen. Günther eilt nach Striegau und findet wieder Unversöhnlichkeit und verschlossene Türen im Elternhause. Nun entschließt er sich, auch der Geliebten für immer zu entsagen und ihr Schicksal nicht fernerhin an das seine zu knüpfen — er gibt Leonore den Treuschwur zurück, und sie betrachtet sich fortan als frei. Schon Ende 1720 oder zu Anfang des folgenden Jahres folgt sie einem andern Mann als Ehefrau, und die Gatten nehmen ihren Wohnsitz in Anklam.

„So brich nur Bild und Ring entzwei  
Und laß die Briefe lodern,  
Ich gebe dich dem Nächsten frei  
Und habe nicht zu fordern;  
singt entsagungsvoll der Dichter und klagt:  
„In den Wäldern will ich irren  
Vor den Menschen will ich fliehn,  
Mit verwaisten Tauben giren,  
Mit verschuchtem Wilde ziehn,  
Es küsse dich ein andrer Mann,  
Der zwar nicht treuer küssen kann,  
Jedoch mit größerm Glücke  
Dein würdig Brautkleid schmücke“

Der letzte Halt war ihm genommen und von Striegau begab er sich von Breslau über B r i e g und W i l m s d o r f nach dem ober-schlesischen Grenzstädtchen K r e u z b u r g, um sich daselbst auf den Rat seiner Freunde einen ärztlichen Wirkungskreis zu verschaffen. Aber sein lebenswürdiges gesellschaftliches Talent wurde ihm zum Verderben. Es litt ihn nicht zu Hause. — Die Häuser der benachbarten Güter öffneten sich ihm — ein unstätes Umherwandern begann, und das alte wüste und tolle Leben wie während der Studentenzei ergriff ihn mit aller Gewalt: so berichtet Littmann und mehrere andere.

Noch einmal wirkte ihm die Liebe mit reiner Hand. Bei seinem Aufenthalt bei einem Herrn von Nimptsch in B i s c h d o r f lernte er daselbst die Tochter des dortigen Pfarrers Littmann, namens Eva Christiana kennen. Ihre weiblichen Reize entflammten sein empfindliches Herz. Unter dem Namen Phyllis befang er das Mädchen und es gelang ihm, den anfänglichen Widerstand desselben und ihres Vaters zu brechen und in eine Verlobung einzuwilligen, die im Frühjahr 1721 stattfand.

Ein neuer Liederquell bricht aus ihm hervor, nicht mehr stürmisch und glühend, wie bei Leonore, sondern ruhig und milde, denn er erhofft nun endlich ein stilles, bescheidenes Glück, wie es in den Worten wiederklingt:

„Es reizt mich kein berühmter Titel,      Durch eure Lust, durch eure Triebe  
 Es rührt mich weder Hof noch Pracht,      Erfind' ich selbst mein Glück mir.  
 Ich finde, deucht mich, viel im Mittel,      Bleibt Phyllis mir nur treu ergeben,  
 Was kluge Seelen glücklich macht.      So s'cht mich wohl kein Wunsch mehr an,  
 Dies, große Weisheit, dank' ich dir,      Als daß ich ruhig mit ihr leben  
 Dies dank' ich dir, du süße Liebe;      Und einmal freudig sterben kann.“

Noch einmal flackerte der Lebensmut auf. Er wollte sich den Doktorgrad auf einer Universität erwerben, und einem Wunsche der Braut und deren Vater nachkommend, eilt er noch einmal nach Striegau und sucht eine Ausöhnung mit dem Vaterhause herbeizuführen. Aber vergeblich! Der Vater wies ihm die Thür, da er nicht begreifen konnte, daß sich sein Sohn eine Braut aus dem verrufenen polnischen Grenzlande hole.

Unerklärlich erscheint das Verhalten des alten Günther seinem Kinde gegenüber, das doch kein anderes Verbrechen begangen hatte, als ein leichtlebiger Student gewesen zu sein. Trotz der Hartherzigkeit und Unversöhnlichkeit liebte der Dichter den alten Mann, dem er so vieles verdankte. Mit welcher Liebe denkt er an ihn, wenn er schreibt:

„Herz und Adern wollen springen,      Dich, mein Vater, dessen Güte  
 Da ich halb verzweiflungsvoll      Durch des Aberglaubens List  
 Durch kein Flehn noch Händeringen      Aus dem redlichsten Gemüte  
 Dich, mein Vater, rühren soll,      Zur Tyrannin worden ist.“

Oder jene herzerreißende Worte „Nach der Beichte an seinen Vater:“

„Ich bin und bin auch nicht verwaist,      Du hast mit großer Lieb' und Müß'  
 Dies Rätsel kostet mich viel Tränen;      Gezeugt, ernährt, gelehrt, gezogen,  
 Ach, Vater, bist du, was du heißt,      Und daß ich schon an Künsten blüh',  
 So höre mein gerechtes Sehnen!      Das zeigt, dein Fleiß sei nicht betrogen.  
 Ich küsse dich mit Mund und Hand,      Verwirrft du jeso deinen Sohn,  
 Du kannst ja wohl dies Ehrfurchtspfand      So kommst du endlich um den Lohn;  
 Nicht ganz und gar zurückeschlagen.      Wer wird dein Trost im Alter bleiben?  
 Verschmähst auch du dies Lösegeld,      Wer wird dein Frommsein u. dein Leid,  
 Zu welchem soll ich auf der Welt,      Dein Wohlthun, deine Redlichkeit  
 Mehr Neigung, Herzu. Zuflucht tragen?      Der Nachwelt zum Exempelschreiben?“

Zwecklos und ohne Ziel wanderte der Dichter im Lande umher — er schämt sich, zu seiner Braut zurückzukehren. Er reiste nach dem schlesischen Gebirge und lebte längere Zeit in Schmiedeberg und Landeshut. In letzterem Orte fand er in dem reichen Handelsherrn Elias von Beuchel und dessen Sohn Hans Gottfried wohlwollende Gönner — aber sein alter Fehler, die Trunksucht, brach wieder hervor und brachte ihn und seine Freunde oft in unangenehme Verlegenheiten, berichtet Lizmann in der Einleitung zu Günthers Gedichten. Und doch quoll rein und hell sein Liederbrommen. Gibt es wohl innigere Worte in der deutschen Liedschöpfung, als die in dem Günther'schen „Abendlied“?

„Mein Abendopfer ist mein Lied,      Gefällt dir dieser Brandaltar,  
 Das dir zu denken sich bemüht,      So mache die Verheißung wahr:  
 Die Brust entzündet Andachtskerzen;      Gott heilet die zerschlagenen Herzen.“

Du bestet Anwalt — Jesu Christ, Beweise, daß dein teures Blut,  
Der in den Schwachen mächtig ist, Was ich verbrochen, wieder gut  
Komm' und vollführe meine Sache! Und auch die Sünden selig mache.“

Den Verlust von Leonore hatte der Dichter überwunden. Als er im Sommer 1722 die Nachricht von dem Tode ihres erstgeborenen Sohnes Karl Wilhelm erhielt, sandte er ihr zwei Trostgedichte, indem er in dem einen seine Freundschaft mit den Worten versicherte:

„Die Freundschaft unter uns soll ohne Fleck und Schein,

Und du von nun an mir die liebste Schwester sein:

Wir wollen unter uns ein Seelenbündnis machen,

Dein Leiden sei mein Leid, dein Scherzen sei mein Lachen.“

Nachdem er noch einen vierten vergeblichen Versuch gemacht hatte, seinen Vater zu versöhnen, ging er auf Veranlassung des Herrn von Beuchel im Herbst 1722 nach Jena, wo besonders ein schlesischer Adliger, ein Herr von Eben und Brunnen sich seiner hilfreich annahm. Seine Kräfte schwanden inmermehr dahin — der erschöpfte Körper versagte den Dienst und am 15. März 1723 erlöste ihn ein plötzlicher Tod von seiner irdischen Pilgerfahrt. „Der letzte Schlesier“, wie er genannt wird, wurde auf Kosten seiner Landsleute auf dem Kirchhofe vor dem Johannisstor begraben. Sein Grab ist unbekannt — kein Denkstein ziert die letzte Ruhestätte des unglücklichen und doch so liederfrohen Sängers.

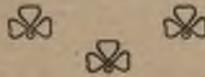
Seine Gedichte erschienen erst nach seinem Tode in zahlreichen Auflagen. Eine gute Auswahl bietet Nr. 1295/96 der Reclam'schen Universal-Bibliothek mit einer Einleitung von Berthold Lizmann, ebenso eine Auswahl seiner Gedichte in zeitlicher Folge von A. Hoffmann und Dr. B. Mandorn (Leipzig 1909.)

Kurz und schemenhaft ist das Leben des begnadigten Dichters vor den Augen des Lesers vorübergezogen. Seine irdische Wanderfahrt hat ihm wenig Freude, aber umsomehr Leiden in den Schoß geschüttet. Er hat nach dem Höchsten gerungen und ist doch von dem harten Schicksal betrogen worden. Was er erhoffte und was er litt, erscheint uns im milden versöhnlichen Lichte, wenn wir der Worte gedenken, die der große Menschenkenner Goethe im siebenten Buche „Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit“ von dem „letzten Schlesier“ Johann Christian Günther sagt: „Betrachtet man genau, was der deutschen Poesie fehlte, so war es ein Gehalt, und zwar ein nationeller; an Talenten war niemals Mangel. Hier gedenken wir Günthers, der ein Poet im vollen Sinne des Worts genannt werden darf. Ein entschiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtnis, Gabe des Fassens und Bergegenwärtigens, fruchtbar im höchsten Grade, rhythmisch bequem, geistreich, wisig und dabei vielfach unterrichtet: genug, er besaß alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern seine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zustände durchs Gefühl zu erhöhen und mit passenden Gefinnungen, Bildern, historischen und fabelhaften Überlieferungen zu schmücken. Das Rohe und Wilde daran gehört seiner Zeit, seiner Lebensweise und besonders seinem Charakter oder,

wenn man will, seiner Charakterlosigkeit: er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten.“

Groß ist die Anzahl der Schriften, die sich mit dem sagenumwobenen Leben des „letzten Schlesiens“ beschäftigt. Wie bei Wallenstein, so „schwankt auch sein Charakterbild in der Geschichte.“ Außer den bereits genannten Werken von Litzmann, Wittig, Adalbert Hoffmann (geb. 19. 3. 1859 zu Striegau i. Schl., lebt seit 1902 als Landgerichtsrat in Breslau), möchte ich noch die literarhistorischen Arbeiten von Dr. Karl Enders, Dr. Max Kalbeck und Ludwig Fulda nennen. Anton Dhorn, der bekannte Schriftsteller und Dramatiker, läßt jedoch ein Werk in Romanform „Christian Günther, die Leidensgeschichte eines deutsch-schlesischen Dichters“ (Heidenau-Nord, Mitteldeutsche Verlagsanstalt G. m. b. H. Preis 10 Mk.) erscheinen. Von Günther selbst können die Worte gelten, die er selbst einst für seine Grabchrift dichtete:

„Hier starb ein Schlesier, weil Glück und Zeit nicht wollte,  
Daß seine Dichtkunst zur Reife kommen sollte;  
Mein Pilger, lies geschwind und wandre deine Bahn,  
Sonst steckst dich auch sein Staub mit Lieb' und Unglück an.“



## Ostmark.

Von Franz Lüdtké.

O, du bist deutsch wie meiner Andern Blut:  
Deutsch ist dein Herz, dein Wesen, Weg und Wollen,  
Deutsch deiner Siebel Zier, der Herde Gut,  
Und deutsch nun deine Not, dein Gram und Grollen.

Deutsch hieß der Ahnen Arbeit, die hier schuf,  
Deutsch deiner Fürsten, deiner Bürger Treue,  
Deutsch war, deutsch ist, deutsch bleibt dein Gottberuf,  
Grenzmark zu sein, daß man die Heimat scheue.

Deutsch ist der Ströme Fluten, deutsch das Schiff,  
Das hafenswärts die reichen Frachten landet;  
Deutsch ist das Meer, das sah an steilem Kliff  
Mit wildempörten, trozigen Wellen brandet.

Deutsch ist das Korn, das frei im Winde steht,  
Deutsch sind die Seen, deutsch die Ackertrume,  
Deutsch ist die Wolke, die am Himmel geht,  
Und deutsch der letzte Halm, die letzte Blume!

Aus den in kurzem bei Hermann Krüger, Berlin W. 57, erscheinenden Gedichten des ostmärkischen Dichters: (Preis 10 Mark.)

# Oberschlesischer Dichtergarten.

## Germanische Kraft.

Brüder! In unseren mächtigen Wäldern  
Seht ihr die stolzen gewalt'gen Eichen,  
Wöge das freie Volk der Germanen  
Ihnen in Macht und in Stärke gleichen!  
Freunde! Auf unsern Bergen entspringen  
Rauschende Quellen in schäumender Klarheit.  
Freunde, so sei auch der Klang unsrer Sprache  
Und unsrer Rede, rein wie die Wahrheit!  
Männer! Germaniens Gaue durchfließen  
Mächtige Ströme mit brausender Flut.  
Freie Germanen! Es gleiche den Strömen  
Der in Gefahren erprobte Mut.

Friedrich Gabriel.



## Oberschlesiens Helden.

In süßem Nichtstun lag ich hingestreckt:  
Da fuhr aus wildem Traum ich jäh erschreckt.  
Ein Strohdachhäuschen liegt im Abendschein,  
Da giert in seinem Frieden Habsucht rein.  
Hoch loht es auf und leuchtet weit ins Land,  
Von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf frißt Brand.  
Und frißt der fleißigen Städte stolzen Bau,  
In Qualm und Glut ersticken Wald und Au.  
Die reichen Räderwerke stehen still,  
Der Dampf zerreißt die Kessel und gellt schrill.  
Was ein Jahrhundert schuf — ein Tag zertracht, —  
Da wick der böse Bann — ich bin erwacht.  
Vom Alb befreit, dacht ich dem Traume nach:  
Auf meiner Jugend Land drückt Angemach.  
Daß ich nicht helfen kann, zerreibt mein Herz,  
Nur heiße Wünsche glühen himmelwärts.  
Den Tapfern gilt's, die in der Brandung steh'n,  
Furchtlos und treu, wie hart die Wogen geh'n.  
Den Helden gilt's, die sich zu Wall und Wand  
Gefügt ums deutsche Oberschlesierland.  
Ein leuchtend Vorbild künftigem Geschlecht  
Im Kampf um Freiheit und um ehrlich Recht.

Anton Köhler-Waldheim.

## Johannisnacht.

### 1. Auf dem Bergfried.

Die Sonne sank, doch wie ein Hauch  
Bleibt, wo sie sank, noch immer  
— Verlöschend erst beim Morgengraun  
Ein letzter, lichter Schimmer.

Johannisfeuer leuchten auf,  
Auch auf der alten Feste,  
Der Bischofsburg, brennt lichterloh  
Ein Schober Fannenäste.

Rotgolden liegt der Feuerschein  
Auf Pflaster und Gemäuer  
Und auf dem blüh'nden Lindenbaum.  
Goldfunken sprüht das Feuer.

Ein übermüt'ges Völkchen treibt  
Darum sein tolles Wesen,  
Und lustig züngeln Feuerkranz  
Und teergetränkte Besen.

Ich aber taste mich hinauf  
Des Bergfrieds morsche Stiegen  
Und hab' ein märchenhaftes Bild  
Vor meinen Augen liegen:

Im Tale, auf den sanften Höh'n  
Und an den steilen Wänden  
Des Hochgebirges flammt und glüht  
In ungezählten Bränden. —

Johannisnacht, du Wundernacht!  
Verborgne Quellen fließen  
Heut mit geheimnisvoller Kraft,  
Und Zauberkräuter sprießen.

Und ich verstehe wunderfam,  
Was Bach und Bäume rauschen,  
Und fann der Vögel Zwiegespräch  
Wie Menschenwort belauschen.



### 2. Was die alte Gule erzählt.

(Aus dem Jahre 1428.)

„'s war Sonnenwende, so wie heut.  
Die Nacht war angebrochen.  
Da kam ein ungeheurer Wurm  
Den Fluß herauf gekrochen.

Aus feinen Spuren schlugen Rauch  
Und himmelhohe Flammen,  
Und unter seinem Leibe brach  
Das Korn zu Dung zusammen.

Hussiten waren's, die der Krieg  
In unser Land verschlagen,  
Mit Rind und Regel, Saß und Pacht,  
Mit Pferden, Vieh und Wagen.

Da ward hier oben auf dem Schloß\*)  
Manch ‚Hilf und Gott!‘ gestammelt. —  
Das Städtchen wurde schnell geräumt,  
Das Burgtor fest verrammelt.

„Se, aufgemacht!“ rief der Hussit.  
Und wollt ihr uns nicht haben,  
So räuchern wir das Pfaffenest  
Und braten uns euch Raben!

Auf Wall und Mauer ward es still  
Und still in den Gemächern.  
Im Städtchen saß der rote Hahn  
Gar bald auf allen Dächern.

Der Feind war zäh, die Mauern fest,  
Und nur die Stunden wichen.  
Da hat ein anderer sich als Gast  
Durchs Schlüßelloch geschlichen.

Der lehrte Raze, Maus und Hund  
Sich brüderlich vertrauen,  
Sodas sie friedlich alle drei  
In einer — Pfanne lagen.

Und als kein Mäuschen mehr gepiepst  
Vom Dache bis zum Keller,  
Gabs nur noch Luft mit Sonnenschein  
Auf blankgelecktem Teller.

Die Not war groß. Doch da bekam  
Man Eulerich zu fassen.  
Mein teurer Urahn Eulerich,  
Mußt' Leib und Leben lassen.

Er ward gebraten und geschmort  
Und wunderbar geröstet,  
Worauf er wirklich köstlich roch,  
Was etwas doch getröstet.

Ich sage euch, ein Leckermahl!  
Und knurrte auch der Magen,  
Man warf — dem Feind den Bissen zu,  
Die letzte List zu wagen.

Und der Hussite ging ins Garn.  
Er ließ sich überlisten.  
Erst aß er noch den Braten auf,  
Dann — packt' er Karr'n und Risten.

Und weiter wälzte sich der Wurm.  
Grell brannten Dörfer, Städte. . .  
Es war, als ob der grause Brand  
Den Wurm verschlungen hätte. — —

Jaja, ihr seht: Mag sich der Mensch  
Auch noch so stolz gebärden,  
Laßt Krieg sein, nehmt ihm nur sein Brot.  
Er wird zum Tiere werden.

\*) Gemeint ist die Bischofsburg zu Ottmachau.

Wir Eulen aber bleiben stets  
Ein Federvolk, ein Kluges.  
Genug! Nun auf zur Mäusejagd!“ —  
Weg sind sie weichen Fluges.

Die Burg liegt wieder düster da,  
Die Feuer sind verglommen.  
Bedächtig hab' ich meinen Weg  
Bergab zur Stadt genommen.  
Alfred Rießler.

### Kränz' dein Haar.

Kränz' dein Haar mit glutrotem Mohn    Was uns härt, wir ließen's zu Haus,  
Und laß uns beide streifen    Hier soll uns nichts bedrücken;  
Durch stille Fluren, dem Lärm entflohn,    Laß aus des Tages Stundenstrauß  
Durch Felder des Segens, die reifen.    Die leuchtendste Blüte uns pflücken.

Die blühen uns soll, wie Mohn so rot,  
Durchglüht von der Liebe Flammen;  
Die unsere Herzen, von ihnen durchloht,  
Soll schmelzen in eines zusammen! —

Hans Morkroß.

### Im Wandern.

In der Ferne ein silbernes Grau,    Stumm ist die Heide. Rein Abschiedslied  
Über mir das lachende Blau,    Schweift durch die Welt. Die Sonne flieht  
Spielende Wellen am Uferstrand,    Hin ins Meer. Ein Vogel singt laut:  
Zitternde Luft wie ein lockendes Band —    Flieg hin und grüße mir meine Braut —  
Ich fahre hinaus.    Ich fahre hinaus.

Leo Kaluja.

### Mein Dörfchen.

Mein Dörfchen zählt nur zwanzig Häuser,    Vor jedem Hause prangt ein Garten  
Doch gibt es auf der weiten Welt    Wie einer Schönen Brautgeschmeid,  
Kein Plätzchen mehr, das mir wie dieses    Verborgen schluchzen Nachtigallen  
Annähernd halb so gut gefällt.    Das Weihelied der Minnezeit.

Hier lacht das liebe Blau des Himmels    In hohlen Eichen träumt das Märchen  
In jedes Fenster hell hinein,    Von finst'rer Nacht und Sturmgebraus,  
Hier huschet in die ärmste Kammer    Auf Feld und Wiesen spannet Friede  
Des Sonnengoldes heit'rer Schein.    Die segensvollen Fäden aus.

Hier laßt mich leben meine Tage,  
Bis einst der gute Gott mir winkt,  
Und meiner sehnsuchtsbanger Seele  
Das Paradies entgegenblinkt.

Joseph Steuer.

### Der Großstädter auf Urlaub.

Blumen, das heißt Wiederseh'n!  
Tränen mir im Auge stehn.  
Himmel ruh, Himmel ruh  
Mir am Herzen immerzu!

Ah, die Welt ist jammergroß.  
Herz, ja das ist blaß und bloß.  
Wald und Blau und Rosenrain,  
Könnte so mein Leben sein!

Nicht einmal den Sommer lang  
Spielt so mild Wind an der Wang,  
Tage fliehen. Bald ist's Traum.  
Doch heut blüh mir, Lindenbaum!

Heute Abend ist's noch hell.  
Morgen bin ich froh zur Stell,  
Fliegt die Lerche feldhervor,  
Zubele ich mit empor!

Alfred Hein. Aus: „Der Lindenfrieden“.

## Sturmgesellen.

Im Nebel find wir gewandert,  
Im Sturme find wir gezogen,  
Die Kleider zerfetzt und zerrissen,  
Die Hüte davon geflogen.

Uns lachte kein Vöglein im Baume,  
Uns lachte der Sonnenschein nicht.  
Der Sturmwind trieb Staub und Wolken  
In Furchen und Angeficht.

Je stärker das Wetter dräute,  
Je stärker der Saufewind blies,  
Wir schritten treulich zusammen,  
Durch Gluten und Felsen und Riez.

Und sollten noch einmal den Weg wir,  
Durch Sturm und Nebel gehn,  
Wir würden nicht zittern und zagen,  
Das Leben ist doch zu schön.

Paul Hildebrand.

## Frühlingsnacht.

Maiennacht,  
Milde Pracht  
Liegt auf stillen Stunden.  
Mond geht sacht  
Auf die Nacht  
Weit durch Sternenrunden.

Silberglanz,  
Schattentanz  
Schwebt durch Busch und Blüten.  
Blumentranz  
Im Wiesenglanz  
Duftet im Erglügen.

Behre Ruh  
Schließet zu  
Schweigend Tal und Höhen.  
Immerzu  
Durch die Ruh  
Menschenträume gehen.

Paul Knepper.

## Mondnacht.

In Silberseide spinnt der runde Mond  
Die schlafgeduckten, altersgrauen Giebel;  
Behäbig steht im Licht' des Kirchturms Zwiebel,  
Schlohweiß das Häuslein, wo lieb Seelchen wohnt.

Baut uns der Mond nicht schwankte Schimmerbrücken  
Hoch über Gärten, dunkel und verträumt,  
In denen kühl sein Märchenglanz verschäumt?  
Da saß ich mein lieb Seelchen an der Hand,  
Und hoppla! geht's entlang das Silberband  
Leichtfüßig und mit lachendem Entzücken.

Siehst du das Land, das glückverheißend winkt,  
Vom weißen Glast des Mondes überblinkt?  
Siehst du nicht Tempelzinnen leuchten ferne,  
Darüber reigen wundersame Sterne? . . .  
Komm, komm! da ist mir jeder Weg vertraut, —  
Hab ich doch oft das Land geschaut. . . .

Den Leidbedrückten tief im Erdentale,  
Die schwer und stumpf im Joch des Alltags geh'n,  
Reicht jetzt der Schlummer seine volle Schale,  
Ihr Aug' soll, blind, die Schönheit nimmer seh'n. . .  
Wir aber, die wir Traumgesellen sind,  
Gefährten — traun! — von Wolke, Well' und Wind,  
Durchdringen nächt'ges Weben tief und klar, —  
Uns wird viel holdher Zauber offenbar!

Paul Grabowski.

## An der Mühle.

Zwischen Weiden und Erlen blüht  
Bergfarnweinnicht am Bache,  
Schwalben zwitschern ihr Morgenlied  
Unter'm Mühlendache.

Weil zum Sonntag das Rad verstummt,  
Wollen's die Schwalben auch nutzen;  
Feierend der Müller am Fenster brummt,  
Sieht die Müllerin sich puzen.

Müßig lungert droben beim Wehr  
Müllers Knecht in den Weiden:  
Kommt dann die Magd aus der Frühmess' her,  
Küssen sich heimlich die beiden.

A. Stanislas.

## Heimwärts.

Weißt du, mein scheues Kind,  
Wo unsre Liebe zu Hause?  
Hoch überm Erdengebrause,  
Wo keusche Welten sind.  
Gib mir die Schwesterhand! —  
Fern ruft ein Klingen  
Zum ewigen Sehnsuchtsland,  
Von dem die Dichter singen.

Ob es höhnt und lacht  
Im engen Sorgengetriebe,  
Wir, wir folgen der Liebe  
Über Nebel und Nacht.  
Fremdlinge, unerkannt,  
Suchen im Lebensringen  
Wir Wege zum Kinderland,  
Von dem die Dichter singen.

Ist es auch sternweit,  
Einmal tröstet das Ende,  
Einmal die Sonnenwende  
Glückvoller Ewigkeit.  
Wenn der letzte Traum uns fand,  
Löst er mit leichten Schwingen  
Uns los zum Heimatland,  
Von dem die Dichter singen.

Alfred Gerndt †.

Lehrer in Birkenhain bei Deuthen D.-G. Fiel als Leutnant 1918 in Frankreich.  
Aus seinem Versbuche: „Am Lebenswege“. (Seite 4.)

## Sehnsucht.

Ich weiß nicht, alle Dinge seh'n mich an,  
Und die mich streicheln, stehen starr und abgewandt.  
Ein blauer Abend über meine Glieder rann.  
Ich fühlte tastend um mich fremdes Land.

Weich lag ich in Chrysanthemen eingefangen  
Hier abendlich und trank den Liebeslieder,  
Und ungezählte Georginenblüten fangen  
Und sprachlos lief dann meine Seele über.

Fällt nicht der Abendtau in Tränen auf mich nieder?  
Dann sind im Horizonte Harfentöne aufgegangen.  
O brauset, eingewebt in Largos, Heimatlieder!

Werner Schumann.

## Dich sucht unsere Zeit.

Dich sucht unsre Zeit,  
Unveränderlicher, in Ewigkeit!

Nach dir brennen irrende Seelen —  
Tappen, greifen, straucheln, fehlen —  
Und leugnen dein Sein.

Sie fliehen deine Kapellen,  
Lächeln über der Ampel mystisches Rot,  
Glauben sich sitzen an lichttiefen Quellen,  
Hoch über zweifelnder Glaubensnot.

Aber in aller Dogmenflucht  
Wirfst doch nur du, nur du gesucht.  
Denn wie weit sich auch alles entferne:  
Über den Nacken jauchzen die Sterne,  
Und die verlorensten Wege  
Münden in dir . . .

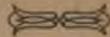
Oh! Bleib bei mir!

Siehe! ich brenne in heiliger Glut!  
Sende der Liebe Gnadenflut,  
Öffne die Tore des ewigen Lichts!  
Zieh uns empor aus dem finstern Nichts!

Sieh! Aus dem Labyrinth der Nacht  
Röchelt es, stammelt es, schreit:

Dich sucht unsere Zeit,  
Unveränderlicher, in Ewigkeit!

Alfons Hayduk.



## Oberschlesische Nacht.\*)

Fällt die müde Sonne nieder,  
Weicht dem Schatten finst'rer Nacht,  
Tönen fern noch Bergmannslieder,  
Ründen Arbeit tief im Schacht.

Einsamkeit weint an den Wegen,  
Sehnsucht steigt im Traumgesicht,  
Und ein Wandrer murmelt Segen  
Für die nächste Morgenschicht.

Lichter zittern in der Ferne,  
Zug rast seinen Eisenstrang,  
Glanzlos fallen nackte Sterne,  
Sterben beim Sirenenklang.

Plötzlich zuckt ein Flammenfluten,  
Angstlich duckt sich rings die Nacht,  
Horizont erwacht in Gluten,  
Bellend jubelt Purpurpracht.

Aus dem Herd der Eisenhütten  
Schwelt es wie ein Schrei der Zeit,  
Wie ein schmerzzerriffnes Bitten  
An die stumme Ewigkeit.

Alfons Hayduk.

\*) Aus dem Zyklus „Das heilige Antlitz“. Gedichte der ober-schlesischen Heimat. (Verlag der Schles. Buch- und Verlagsgesellschaft Breslau 10.) Preis 5 Mark. Subskriptionspreis der Ausgabe für Bücherfreunde, vom Dichter signiert (im Buchhandel nicht erhältlich): 15 Mark.

# Die Muschel.

Richard Schaukal.

In ruhiger Bewegung.

H. Buchal, (Beuthen O/S.), op. 28, Nr. 1.

*pp*

The musical score is written for voice and piano. It consists of several systems of staves. The vocal line is in a soprano or alto clef, and the piano accompaniment is in a grand staff (treble and bass clefs). The key signature has three sharps (F#, C#, G#), and the time signature is common time (C). The score includes dynamic markings such as *pp*, *crescendo*, *decresc.*, and *mp*. The lyrics are written below the vocal line.

In der Mu - schel schlum - mert ein

Sang von At - lan - tis, der wunder - ba - ren

In - sel, die lang vor Jah - ren von den

Har - fen - tö - nen des Glit - tes

klang. *p* Streif sie nicht acht - los im

links rechts *legato* *p*

Ge - hen, he - be sie schein an dein Ohr:

*mp* ausdrucksvoll was deine Ju - gend an sü - ßen Wünschen verlor, hörst

Melodie ausdrucksvoll hervorheben.

du fliegen aus

ihrem Weiben.

*poco rit.* *ppp* *legato*



### Heimatkunst — Heimatliebe.

Was viele in Oberschlesien Politik nennen, ist nichts anderes wie heiße Heimatliebe. Der Schlesische Musenalmanach, der im Dienste von Heimatkunst und Heimatliebe steht, fühlt sich darum in erster Linie berufen, gerade in der Gegenwart für ein ungeteiltes Oberschlesien bei Deutschland einzutreten. Nur wenn uns die Welt ein solches beläßt, ist das Blühen wahrer Heimatkunst hier auch weiterhin möglich.

Wilhelm Wirbicky.



### 1. Bruchfelder bei Laurahütte-Fannygrube.

Das Kohlenland trägt immer Trauerflor auf seinem Haupte. Seine Stirn macht ernste Falten. Und seine Miene verzieht sich selten zu einem Lächeln.

Es liebt nicht die Blumen, nicht den tiefblauen Himmel, nicht den tiefblauen See.

Ein tiefer Schmerz lagert in seinem Innern. Das Kohlenland ist ein uralter kranker Riese, dem im Bauche tausend Würmer das Beste wegzehren, das Beste, das es vor Zeiten selber verschlungen und köstlich verdaut hat. —

Das Kohlenland hat einen eingefallenen Bauch, auf welchem kleine Pflaster mit gemalten Totenköpfen kleben. Der Leib ist zuweilen glühend und gibt einen üblen Duft von sich. Den riechen die Menschen nicht gern.

Das Kohlenland macht dazu einen Höllenlärm. Und den hören die Menschen nicht gern.

Sie stellen, wenn es geht, darum ihre Hütten von ihm recht weit entfernt auf. Aus dem Roman „Die Schulzentochter von Knappenruh.“

### 2. Schlesiengrube.

In greifbarer Nähe zeigen sich, wenn man von Hohenlinde talabwärts zieht, die großen Betriebsanlagen der Schlesiengrube. Mit Bewunderung betrachtet der Fremde am Abend den großen Lichterschein, den unzählige Flämmchen über die weit ausge dehnte Halle schütten. Riesige Schornsteine steigen zum Himmel empor. Schwarze Wolken entströmen ihnen und verschwinden in dem unendlichen Luftmeere. Wie das alles so flimmert! Tausend Lichter in verschiedenen Farben zittern in märchenhafter Schöne. Wie das so dröhnt, faucht, schlägt, stampft! Tausend Räder und Wellen sind in Bewegung. Ein Wille, ein Gedanke leitet alles. Der Fremde bewundert alles. Der Arbeiter aber ist für solche Eindrücke stumpf. Er sieht ja alle Tage dasselbe Bild.

Die Grube ist ihm ein Ort der sauren Mühe — von all den tausend Lichtern, die die elektrischen Lampen verstreuen, von all den tausend Liedern, die die Maschinen singen, hat er ja nichts. Wer erst einmal dort unten gewesen ist, wer vierzig Jahre lang, wie so mancher ober-schleſiſche Bergmann, in den finsternen Abgrund eingefahren ist, mit seinen Irrwegen, mit seinen Lücken und Gefahren, — dem ist diese Schönheit ein Bild der Angst.

Ruhelos geht es dort zu. Ein ewiges hin und her von Wagen, ein ewiges Rollen, Schreien, Rufen — tausend Bewegungen, tausend

Tropfen Schweiß, dann, ja dann erst ist das Stückchen Steinkohle, das wertvolle schwarze Gold, ans Tageslicht aus ewiger Finsternis gebracht. —

O, diese Wunderwelt, tief unter der obererschlesischen Erde: die auf- und niedersteigenden Förderwagen, die elektrischen Lokomotiven, die tief unter der Erde dahinrasen, die vielen tanzenden Luftklappen, die ächzenden Wasserpumpen, die langen Förderstrecken, die seltsamen Pferde, die ohne Tageslicht leben können, die niemals mehr die Sonne schauen, die romantischen Abbaustellen, die unendlichen Kohlenfelsen, die mit Dynamit auseinander gesprengt werden.

O, diese Wunderwelt, tief unter der obererschlesischen Erde . . .

Aus dem Bunde: „Pulsendes Leben.“

### 3. Gleiwitz.

Eine alte große Stadt! Die westliche Hälfte schaut nach den Riesensäulen an der Oder, während der östliche Teil nach Oberschlesiens unzähligen Kohlenruben und Hüttenwerken blickt. Der Klodnitzkanal mit seinem pechschwarzen Wasser durchzieht in schnurgerader Richtung ein Gewirr von Straßen, Plätzen und Gärten. Dampfer schleppen Rähne mit wertvoller Frucht.

Gleiwitz ist vor vielen, vielen Jahren gegründet worden. In dem Turme der alten Pfarrkirche kann man noch deutlich die Wunden sehen, die die Kugeln des dreißigjährigen Krieges gerissen haben. Noch vor fünfzig Jahren sah Gleiwitz nicht viel anders aus wie ehemals. Unbesorgt um die Zukunft standen die Häuser da, wie ein Kind seine Möbel in der Puppenstube stehen hat. Enge, gewundene Straßen, ellenschnalle Bürgersteige, von großen hohen Freitreppen unterbrochen, entsprachen ganz dem Geiste jener Zeit. Die Häuser mit kleinen Fenstern, dicken Mauern, finsternen gewundenen Holztreppe. In den Kirchen ein süß-schauriges Dunkel, steile, schmale Chorstiegen. Alt-Gleiwitz ist noch um den Ring herum mit seinem alten Rathause zu erkennen. Die Königl. Hütte, in der 1813 die Kanonenkugeln für Lützen und Baugen, Wahlstatt und Leipzig gegossen wurden, steht groß und breit da. Damals war noch in Gleiwitz die gute alte Zeit, damals blies der Postillon in hellen schmetternden Tönen sein „Ach, du mein lieber Gott“. Brautschauen kam die ganze Gemeinde. Mit Riesenschritten aber begann, nachdem des Korsen Neffe seinen Thron verloren hatte und das deutsche Reich zum zweiten Male fest gegründet worden war, der Umschwung sich bemerkbar zu machen. Der Kapitalismus setzte ein, — eine andere Zeit begann. In der Erde wühlte man, um das, was dort gefunden wurde, ans Tageslicht zu schaffen und zu bearbeiten. Werke lagerten sich um das Städtchen, das sich immer mehr zu weiten begann. Straßen, breite und lange, zogen sich vom Zentrum nach den nächst gelegenen Ortschaften. Der Bahnhof, den man wohl eine Viertelstunde weit weg von dem Orte, dessen Namen er trug, erbaut hatte, liegt jetzt von wahren Häuserriesen umstellt, inmitten der Stadt. Der Aufschwung der Industrie hatte einen von Tag zu Tag immer lebhafter werdenden Verkehr zur Folge, und dieser ließ manches ihm im Wege stehende Hindernis, sei es ein Haus oder Garten, verschwinden. Heute ist Gleiwitz eine Großstadt, reich an

deutschgeschichtlichen Erinnerungen, auf die die Oberschlesier mit Stolz schauen.

Aus dem Roman: „Die Sterne des Glücks.“

#### 4. Hauptbahnhof von Rattowitz.

Es ist ein imponantes Bild, das der in der weiten hohen Empfangshalle bei Ankunft eines Personen-, Eil- oder Schnellzuges erhält. Welch unendliche Menschenmasse speit da nicht jeder rollende Koloss, kaum, daß seine Füße still stehen, aus! Welch Summen, Surren, Zischen, welch Stampfen, Dröhnen, Fauchen, welche Fülle von unennbarem Geräusch, das da einem am Ohr vorüberzieht, um sich an den weiten langen Schuttdächern zu brechen und zurückzuprallen!

Keine Minute vergeht, daß nicht aus den vielen Fahrtrichtungen ein Zug ankommt, daß nicht nach einer der vier Himmelsrichtungen ein Dampftrupp mit schwerer Last loskeucht. Rattowitz ist der große Knotenpunkt des ober-schlesischen Eisenbahnnetzes. Rattowitz ist dieserhalb auch der Sitz einer Eisenbahndirektion.

Nur zu oft kommt es vor, daß alle Bahngleise besetzt sind. Ein ewiges Kommen und Gehen. Und der Gaffer staunt stundenlang über dieses Bild, das sich in ein und derselben Weise wiederholt. Wie vor einem Weltereignis steht der Schulbube mit weit aufgesperrten Augen, mit scharfen Ohren da, um diese unennbaren Eindrücke in sich aufzunehmen. Diese vielen, vielen Menschen, alte und junge, kleine und große, schöne und häßliche, woher kommen die alle? Diese mannigfaltigen, farbigen Gewänder, teure und billige, vornehme und geringe, neue und alte, wen bekleiden die alle?

Ja, er fragt. Doch die fliegenden Bilder verlöschen und niemand antwortet ihm . . . .

Aus dem Roman: „Die Sterne des Glücks.“

#### 5. Pfeffer Forst im Winter.

Dick und fest gefroren liegt der Schnee, jedes Hälmchen, jede Baumwurzel, jeden Moosfleck, alles Gerank und Gefräuch unter einer festen, undurchdringlichen Decke verborgen haltend. Wütet hier der Frost noch so sehr, noch ärger aber ist der Hunger. Diesem können die Rehe nicht standhalten. Ihnen muß der Förster helfen. Die Instandhaltung der Wildfütterungsstellen ist in Zeiten starken Schneefalles seine Hauptbeschäftigung. Dann muß er sich bei scharfem Winde durch die von Schneewehen aufgetürmten Berge unter dichtem, wie mit feinstem Zucker bestreuten Tannengeäst hindurch arbeiten. Bis an die Knie versinkt er im Schnee. Links und rechts kracht es. Oft fällt aber auch ein solcher riesiger Schneeklumpen auf den Förster nieder, daß ihm der Atem stehen bleibt und er weder sieht noch hört. Beschwerlich ist die Wanderung. Der rauchende Atem setzt sich an den Haaren des Schnurrbartes fest und verwandelt diesen in einen Eisklumpen. Noch ist der Waldboden eine einzige unberührte weiße Decke. Doch bald zeigen sich die schmalhufigen Spuren der leidenden Waldtiere. Stärker und häufiger werden diese kleinen Eindrücke. Sie ziehen sich nach vorwärts, wo schlanke Füße und Geweihe den Förster von weitem grüßen. Rehe und auch Hirsche lassen sich blicken. Hinter ihnen winkt das vor Sturm und Schnee geschützte Bretterhäuschen, in dem Heu und Rastanien in reichlicher Menge aufbewahrt

liegen. Zwischen den Bäumen stehen die Krippen. An der Haustür die Salzische.

Der Förster tritt ins Häuschen, füllt die Krippen mit Heu. Aber noch immer scheu halten sich die Waldtiere zurück. Da fliegt eine Hand voll Kastanien an die Wand des Häuschens. Das Signal wirkt. Ein Bewegen kommt in die Gesellschaft. Zehn, zwanzig kommen wie zur Schlacht herangesprengt. Nun wirft der Waldhüter die Kastanien unter die sich munter um die Früchte balgenden Tiere. Da kommen neue, vertreiben die anderen. Im Nu sind die braunen Früchte verzehrt. Da läßt der Jäger eine Pause eintreten, um sich an den prächtigen, kraftstrotzenden Tieren zu weiden. Denn nun richten sich die großen, blizenden Augen auf den Wohltäter. Aufrecht ist die Haltung der Tiere. Wie zum Abphotographieren stehen sie da.

Nun naht mit langsamem Schritte, sein schweres Geweih hin und her neigend, der Älteste. Für ihn hat der Forstmann noch einige Fäuste Kastanien übrig. Er vertilgt sie mit Heißhunger. Die anderen laben sich unterdessen am Heu. Bald sind alle gesättigt, und langsam ziehen sie, der Alte voran, von dannen.

Der Förster schließt die Tür des Hauses. Ein Mäuslein huscht an seinem Fuß vorbei noch schnell in das Innere. Dann wirft er die Flinte um die Schulter und zieht heim, um am nächsten Nachmittage wiederzukommen.

Leichenstille ringsumher, das Schweigen reitet auf hohem Roß unhörbar durch die glitzernden Säulen und Wölbungen.

Aus dem Roman: „Sonnengrund.“

#### 6. Roslawagora.\*)

Bald breit, bald schmal, an der kleinen, hölzernen Zollbude ein wenig gebogen, zieht sich die keine hundert Meter lange Hauptstraße hin. Wenn heiter die Sonne scheint, sieht diese Straße trotz der links und rechts Spalier bildenden Kastanienbäume nicht sonderlich aus. Denn faustdick liegt der Staub auf ihr, und wenn die leichtgebauten, schmalen Wagen der Fuhrleute aus Polen in eilender Fahrt vorüberjasseln, fliegen hohe, undurchsichtige Wolken auf. Lange dauert es dann, bis sich Erde und Himmel wieder zeigen. Die Buben und Mädchen aber reiben die Staubkörner aus den Augen und suchen die ihnen anvertraut gewesene Ziegen-, Gänse- oder Entenschar, die mit der Staubwolke verschwunden ist. —

Wenn es regnet ist die Hauptstraße in mannigfacher Hinsicht schöner, romantischer. Der Staub ist verschwunden. Tausend Tümpel und kleine Teiche bilden sich, belebt von kleinen Menschen und allerlei Federvieh. Man glaubt dann in einem Gebirgsdorf zu sein, überhaupt, wenn man von Süden her das kleine Lipkawäldchen durchmessen hat und, nach links blickend, rote Ziegelhäuschen und weiß getünchte Hütten mit grünen Fensterumrahmungen und flachen Giebeln erblickt, die auf den Ausläufern des Weinberges ziemlich steil emporklettern.

Tausend Wasserfäden schlängeln sich dann vom Rande der Anhöhe zu Tal. Das hüpfet und springt, sprudelt und rauscht gar seltsam. Alles

\*) Oberschlesisches Dorf im Kreise Tarnowitz an der polnischen Grenze.

stürzt hinunter in die Gräben, die sich zu Beginn des Dorfes durch Wiese und Feld einen Weg nach dem Grenzflusse Briniza bahnen.

Koslowagora liegt eine halbe Stunde nördlich von dem ober-schlesischen Wallfahrts- und Industrieorte Deutsch-Pickar und eine halbe Stunde südlich von dem herrlichen Schlosse Neudeck. Das Dörfchen würde man, ins Deutsche überetzt, Ziegenberg nennen. Es ist klein. Mehrere Male ist es abgebrannt. Seine Häuser waren einst aus Holz. Kleine Gärten liegen heute neben winzigen Ställen, in denen Holz, Hühner, Gänse, Ziegen, bestenfalls eine Kuh oder ein Schwein Raum finden.

Die Leute dort sind nicht reich. Sie arbeiten alle in den eine Stunde entfernten Scharleyer Erzgruben. Viel verdienen sie nicht, denn die Zeiten sind teuer und die Familienglieder sind zahlreich.

Sorgen haben die Leute von Koslowagora ebensoviel wie Freuden. Ihre Herzen fühlen ebenso wie die der Fürstentinder. Bis ins tiefste Innere zieht der Schmerz, und hoch hinauf steigt die Lust. Die jungen Menschen sind etwas leicht. Wenn sie älter geworden sind, bessern sie sich aber. Frömmigkeit ist die Haupttugend der Bewohner.

In Koslowagora werden viele Kinder geboren. Die schaffen Ersatz für die Davongehenden.

Frühling und Winter kehren hier auch ein. In Koslowagora ist es hierin ebenso wie wo anders.

Der Tod hält reiche Mahd. Neues Leben vernarbt die Wunden. Manchmal aber scheint es, wie wenn dies gar nicht möglich wäre.

Der schwarze Adler wird hier durch Hezer von drüben arg bedrängt. Leichtgläubig, sonst aber treu, hören die Bewohner dort nur zu schnell auf Heuchler und Irrlehrer. Gott schütze diesen Ort, dessen Kinder ich einst während fünf schwerer Jahre an Gott, Liebe und Treue, an ein deutsches Vaterland glauben lehrte.

Aus dem Bande: „Pulsendes Leben.“

### Gedanken über die Heimat.

Wer aus seiner Heimat scheidet, ist es sich selten bewußt, was er alles aufgibt; er merkt es vielleicht erst dann, wenn die Erinnerung daran eine Freude seines späteren Lebens wird. Diese Erinnerung ist wohl auch dem verwilderten Mann ein Heiligtum, das er oft selbst entbehrt und verspottet, das er aber in seinen besten Augenblicken immer wieder aufsucht.

Gustav Freytag.



Lucas Mrzyglod: Jesus der göttliche Kinderfreund.

Pa 188



## Lucas Mrzyglod.

Ein oberschlesischer Maler.

Lucas Mrzyglod, geboren am 17. Juli 1884 in Gr. Patzschin, Kr. Gleiwitz O. S., als Sohn eines Häuslers, besuchte bis zum 14. Lebensjahre die dortige Volksschule. Als Knabe zeichnete er fleißig oberschlesische Holzschrottkirchen. Auf seine künstlerische Begabung wurde der † Pfarrer Sobel in Patzschin aufmerksam. Dieser schickte den jungen Maler nach Breslau zum Historienmaler Julian Waldowski. Mit 23 Jahren wagte der junge unerfahrene Künstler einen wichtigen Schritt. Er trat als Noviz in den Orden der Franziskaner in Carlowitz bei Breslau ein. Den kunstsinigen Ordensbrüdern, besonders seinem Provinzial P. Christian Rozubek, war es Herzenssache, das junge Talent weiterbilden zu lassen. Unter guter Führung der Lehrer der Akad. z. Breslau (Prof. Raempfer) erzielte Fr. Lucas Mrzyglod große Fertigkeit in der Malerei.

„Der Tod des hl. Franziskus“, welchen wir im vorigen Hefte brachten, legt Zeugnis von der kompositionellen Begabung des jungen Künstlers ab. Ganz im Rembrandton gehalten, spricht aus diesem Werke eine gewaltige Seele. Die kleine Zelle, zitternd im Kerzenlicht und mächtige Schatten auf die Wände werfend, vermehrt das malerische Gepräge dieses Werkes.

„Jesus der göttl. Kinderfreund“ ist später entstanden und ziert als Hauptbild mit sechs weiteren Gemälden die Aula des Juvenats der Hochw. P. P. Franziskaner in Neisse Rochus. Christus sitzt in unserem Riesengebirge, umgeben von einer großen Schar Kinder, welche sich zu ihm drängt und ihm Beweise ihrer Liebe bringt. Links sehen wir vier ältere Kinder, die, teils verständig, in geringer Entfernung ehrfurchtsvoll stehen geblieben sind. Wieder andere pflücken Blumen und reichen sie Jesu. Eines von diesen Kleinen hat Christus auf den Schoß genommen, während er einem größeren Knaben segnend die Hand aufs Haupt legt. Rechts wird das Bild mit einer Schar jubelnder Kinder abgeschlossen, die im Wagen einen Kleinen heranzführt. Vergoldet von der Abendsonne, treten die Figuren im Gegensatz zu den dunklen Bergen besonders lebhaft und freudig hervor.

Während uns im vorliegenden Werke der Künstler Kinderherzen schildert, führt er uns im nächsten Werke eine schauerliche Szene vor. Archimedes wird, nichts ahnend, von einem römischen Soldaten, während er im Sande seine mathematischen Studien macht, erstochen. „Zerstöre meine Kreise nicht!“ wehrt er ab. Im Hintergrunde wird angedeutet, wie Archimedes der Göttin Urania ein Rauchopfer darbringt.

Weitere Werke von Lucas Mrzyglod sind: Konzert der Franziskaner, Unterhaltung des hl. Franziskus mit seinen Brüdern, Cicero vor Caesar, Goethe und Schiller, St. Bonaventura und Thomas v. Aquino, St. Franziskus und Antonius, St. Bernardin predigt dem Volke.

Nach Abgang von der Akademie studierte Lucas Mrzyglod in Italien besonders italienische Muster und kopierte z. B. die letzte Kommunion des hl. Hieronymus von Domenichino und die Anbetung der hl. drei Könige von Tiepolo (Letztere in München, Alte Pinakothek). Der Weltkrieg holte auch unsern Maler aus der stillen Klosterzelle heraus. In Serbien entstanden viele Werke dortiger Landsleute und Zigeuner. Nach dem Weltkriege kehrte Mrzyglod ins Privatleben zurück. Er malt jetzt vorwiegend Porträts und Typen seiner oberschlesischen Landsleute.



### Deutsche Worte.

Niemals am Vaterlande verzweifeln, sondern fest glauben,  
daß es alle Prüfungen bestehen wird!

Generalfeldmarschall von Hindenburg.

♦♦

Kein Splitter unseres Volkes ist verloren,  
Kein Haus und keine Hütte noch so fern,  
Darin noch deutsch das Vaterunser tönt.

Felix Dahn.



### Sinnsprüche.

Aus dem Kiesel kann der feinste  
Schliff keinen Edelstein machen.

♦♦

Bei guten Menschen schleifen Ecken und  
Ranten des Charakters mit den Jahren  
sich ab — bei schlechten verschärfen sie sich.

♦♦

Auch der gerechteste Mensch ist  
sich selbst ein besangener Richter.

♦♦

Wahre Demut kriecht nicht; sie ordnet sich  
unter, ohne den eigenen Wert herabzusetzen.

Elisabeth Grabowski.

## Getreu bis in den Tod.

Von Dr. Wilhelm Winter, Major a. D.

(Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika.)

Liebe und erhebende Nachrichten wurden mir kürzlich von unserem unvergesslichen sonnenfrohen Deutsch-Ostafrika. Wie sind die herrlichen Gestalten und Seelen unserer schwarzen Helden verschieden von den Massen, die blinder Haß und kurzsichtige Nachsicht in die heiligenden Werke unserer armen deutschen Heimat geschleudert hat! Auch sie legten auf deutschen Befehl die Waffen nieder, unbesiegt, und glaubten an die deutsche Größe und deutsche Zukunft — und reichen uns auch hierin, auch wenn sie uns jetzt entrißen sind, die vertrauende Hand!

Wir vergessen euch nicht! Wir gedenken eurer. Sultan Rahigi von Kiánya, alter treuer Freund, du Edelmann von den Ufern des Viktoria Nyanza-Sees, du tauchst vor mir auf, und das Beispiel deiner Größe wird manchen der Kleingläubigen und Verzagten im nordischen deutschen Reiche ein Anlaß des Besinnens und Erwägens sein. Wie oft saßen wir in Bukoba, der Seelie am Nyanzastrand, und erzählten uns gegenseitig von den Wundern des Lebens! Du fühltest, auch wenn du schwarz von Antlitz warst, im Herzen so deutsch wie ich, und schon vor dem Kriege hatte die Weltgröße Deutschlands keinen überzeugteren Anhänger als dich. Als Held bist du gestorben, da du es wahr und klar empfunden hast: „Das Leben ist der Güter Höchstes nicht.“ Und Fahnenflucht war dir fremd!

Als die englischen und belgischen Truppen die Residentur Bukoba am Viktoria-Nyanza-See, von der das Sultanat Kiánya von Rahigi einen bedeutenden Teil ausmachte, überrannt hatten, und die deutschen Schwarzen unter dem übermächtigen feindlichen Druck abgezogen waren, eröffnete der kommandierende englische General dem Sultan, daß die Zeit der deutschen Herrschaft nun für immer vorbei sei. Die Deutschen seien vertrieben und kämen niemals wieder. Des Sultans Antwort war ein sonniges Lächeln. Doch es erstarb, als der englische General ihm unzweideutig zu verstehen gab, daß er von nun an englischer Untertan sei. Und zwar schon morgen habe er einige tausend Mann Träger zu stellen, die Lebensmittel und Munition, Waffen und Ausrottungsmittel gegen die Deutschen zu transportieren hätten. Da hat der Sultan Rahigi um Bedenkzeit. Wenn die Sonne untergegangen sei, würde der General seine Antwort in Händen haben.

Und als der Tag sich geneigt hatte, und die Natur zur Ruhe gegangen war, überbrachte ein Bote einen Brief Rahigis. Traurig blähten die helleuchtenden Sterne äquatorialer Himmelspracht. Müde brach sich erschlassene Dämung auf Bukobas weißem Sand, und von nah' und fern schallten dumpf die klagenden Klänge der Trommeln durch die Bananenhaine.

Rahigi schrieb: „Sechszwanzig Jahre habe ich treu den Deutschen gedient. Treulosigkeit ist mir fremd. Ich kann den Feinden der Deutschen nicht auch dienen. Da ziehe ich den ehrenhaften Tod vor. So habe ich Gift genommen.“

Deutscher Geist und deutsche Hand  
schufen hier ein neues Land.



Einst: Der Ring.



Jetzt: Der Wilhelmsplatz.

Die Stadt Myslowitz an der Drei-Kaiserreichsecke  
in Oberschlesien, einst und jetzt.

## Heimat-Widerhall.

In 700jähriger Arbeit, am angestrengtesten und erfolgreichsten in den letzten 170 Jahren, hat sich das deutsche Volk ein unzerstörbares, sittliches Recht auf Oberschlesien erworben; denn jeder Arbeit gebührt ihr Lohn. Es ist unfassbar und unerträglich für jeden bewußten Deutschen, die Polen in Oberschlesien den Lohn der deutschen Arbeit ernten zu lassen, wo sie niemals auch nur das geringste gesät haben. Das Entreißen Oberschlesiens wäre ein Diebstahl am deutschen Volke, wie ihn schlimmer die Welt nicht sah. Geschieht es dennoch, so wird daraus ein Haß, eine Erbitterung der Deutschen gegen ihre Nachbarn erwachsen, die einen dauernden Kriegszustand zwischen den beiden Völkern heraufbeschwören müssen.“

Aus: „Was muß jedermann über Oberschlesien wissen?“ von R. Kurpiun. Heimatverlag Oberschlesien G. m. b. H. in Gleiwitz.

Deutscher Sinn und deutscher Geist haben dem Lande seinen Charakter gegeben. Durch eine halbttausendjährige Vergangenheit ist es eng an Deutschland gebunden. Die fleißige und tüchtige Bevölkerung Oberschlesiens hat Arbeit und Lebensunterhalt in den großen, durch deutschen Unternehmungsgeist geschaffenen Industrieanlagen gefunden, vor allem in den Gruben und Hütten des durch seine Bodenschätze ausgezeichneten Montanbezirkes. Die kulturelle, religiöse und wirtschaftliche Einheit hatte in der Bevölkerung ein Gefühl der Zusammengehörigkeit geschaffen, das auch durch den Sprachenunterschied nicht beeinträchtigt wurde. Das Zusammenleben war durch nationale Gegensätze niemals gestört worden. Erst das Hineintragen der polnischen Bewegung schuf hier neue Gegensätze. Vor einigen Jahrzehnten setzte diese Bewegung ein, ohne daß es darüber zu Unruhen gekommen ist. Erst als im Oktober 1918 Oberschlesien von Agenten aus Posen und Kongreßpolen geradezu überschwemmt wurde und eine systematische Agitationsarbeit gegen das Deutschtum begann, schuf diese Arbeit innerhalb der Bevölkerung nationalen Zwist.“

Aus: „Der Augustaufstand in Oberschlesien.“ Verlag für Politik und Wirtschaft G. m. b. H., Berlin W. 35.

Bei der ersten Deputierten-Versammlung aller preussischen Provinzen 1847 wurde von den Oberschlesiern eine Erklärung abgegeben, daß sie keinen anderen Wunsch hätten, als deutsche Brüder zu sein und zu bleiben. Die Zugehörigkeit Oberschlesiens zum deutschen Volke ist niemals erschüttert worden, weder in der Krise der polnischen Revolution von 1863 noch in dem kurz darauf folgenden Kriege mit Osterreich. So ist die Zugehörigkeit Oberschlesiens zu Deutschland so sehr ein Teil von Rette und Einschlag seines inneren Lebens, seiner Einrichtungen und seiner Fortschritte durch seine historische Entwicklung vor und nach 1742, daß der Gedanke einer völligen oder teilweisen Trennung Oberschlesiens vom alten Staate der großen Mehrzahl der Oberschlesier einfach undenkbar erscheint. Sie würden eine Verstümmelung und Teilung des Landes als ein Zeichen

dafür betrachten, daß menschlicher Despotismus über klare Gesetze der Natur gesiegt habe.“

Aus: „Oberschlesien.“ Von Sidney Osborne. Verlag: Oberschlesische Druckerei und Zeitungsverlags-Gesellschaft m. b. H. in Gleiwitz.

Über solcherlei Eindrücken und Betrachtungen vergift man ganz, daß man es hier ja mit einem Lande zu tun hat, dem die augenblicklichen Machthaber der Welt das Recht absprechen wollen, deutsch zu sein. Freilich der Gedanke hat etwas Blutig-Romisches: die Heimat Eichendorffs und Gustav Freytags polnisches Land! Aber es steht doch leider bitterer Ernst dahinter, und dieser Ernst wird noch bitterer, wenn man daran denkt, daß ja auch die ober-schlesische Industrie eigentlich polnisch sein soll. Hier hört freilich das Gefühl auf, und die Rechnung beginnt. Die Statistik sagt uns: von 933 Montanbetrieben sind 929 deutsch, von 499 Millionen ober-schlesischem Aktienkapital sind 498<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Millionen deutsch; das Kapital der Gesellschaften m. b. H. beträgt (es sind immer die letzten Friedenszahlen) insgesamt 37<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Millionen Mark, wovon ganze 2 Millionen polnisch sind.“

Hubert Mausshagen in der Sondernummer „Chemnitz und Oberschlesien.“ Verlag: Chemnitzer Tageblatt in Chemnitz.

Was von Natur zusammengehört, wie Meer und Land, wie Himmel und Erde, wie Oberschlesien und Niederschlesien, wie Schlesien und Deutschland, das bleibt auch zusammen und kommt wieder zusammen. Und dann wollen wir in Frieden und Freundschaft arbeiten am gemeinsamen Glück, wollen die Fehler vermeiden, die in der Vergangenheit etwa gemacht worden sind. Die herben Erfahrungen der jetzigen Generation wollen wir als ein heiliges Vermächtnis unsern Nachfahren hinterlassen. Sie sollen Oberschlesien überkommen in einem Zustande, auf den das Bibelwort mit Recht wird angewandt werden können. Ein Hirt und eine Herde. Ein Hirt, eine starke und kluge deutsche Regierung, und eine Herde, ein fest zu einem untrennbaren Ganzen vereinigtes Deutschthum und Polentum in einem geeinten Oberschlesien.“

Aus: „Der deutsche Anspruch auf Oberschlesien“. Von Landgerichtsdirektor Georg Langer in Ratibor.

Mit der Gewährung der bundesstaatlichen Autonomie sind die wirklichen Wünsche des ober-schlesischen Volkes restlos erfüllt. Ich sage — die wirklichen Wünsche, nicht die Wünsche, die dem Volke durch land- und volksfremde Heher inspiriert werden. Denn was verlangt unser Volk? Wollte es wirklich vom deutschen Reiche los? Verlangte es eine nationale Vereinigung mit Polen? Nein! Was es wollte, war Freiheit für die Religion, Freiheit für die Erziehung der Kinder, Freiheit für den Gebrauch der Muttersprache, Gleichberechtigung mit den deutsch-sprechenden Mitbürgern. Die Erfüllung dieser Wünsche wird durch das deutsche Autonomiegesetz sichergestellt. Ich stehe nicht an, die Verkündung des Autonomiegesetzes als eine Schicksalsstunde ersten Ranges im Leben des ober-schlesischen Volkes zu bezeichnen.“

Aus: „Der deutsche Bundesstaat Oberschlesien.“ Herausgegeben vom Generalsekretariat der Katholischen Volkspartei für Oberschlesien.



Lucas Krzygłód : Tod des Archimedes.



## Wallfahrt zur Heimat.

Drei Skizzen aus den Tagen der oberschlesischen Volksabstimmung  
von Alfons Hayduk.

### I. Eisenbahnfahrt.

Das Lied der Deutschen übertönt das Räderfauchen des Zuges, zittert wie ein Segen durch die Nachmittagsstille leuchtenden Frühlingstages.

Wir im letzten Wagen schauen nicht fremd aneinander vorüber. Wir kennen uns, wer weiß, wie lange schon. Und doch trafen wir uns alle erst in diesem Eisenbahnwagen. Niemand scheint darob verwundert zu sein. Lächeln letzten Verstehens spielt um aller Lippen.

Mein Gegenüber erzählt. Es ist immer dasselbe Gespräch, das Menschen führen, die zur Heimat reisen. Doch ich horche hin. Nicht, weil mich der Akzent des Elßäfers aufmerksam machte, nein, weit mehr.

Ich habe in ein Antlitz geschaut, das mich im Augenblick die Geschichte eines Daseins durchleben ließ. Der Mann mag 65 Jahre alt sein. Daß die Sorge graue Fäden durch sein Haar spannt und seine Hände harter Arbeit Schwielen hatten, war nichts Außergewöhnliches. Was mich innerst erfaßte war der Ausdruck seines Gesichtes. Ich mußte, da sich meine Menschenkenntnis hilflos vorkam, unwillkürlich an Volkstümliche Bauerngestalten denken. (Vielleicht fiel mir auch Dostojewski ein.)

Der Mann erzählte wie er unter den größten Schwierigkeiten aus dem französischen Elß seit 30 Jahren, langen Jahren, erstmals in die Heimat reife. Die Franzosen hätten es ihm nicht leicht gemacht. Er dachte, daß seine urgesunden Zähne blizten. (Ungewollt kam mir die Liebe Dostojewskischer Menschen zur Scholle in den Sinn.)

Er hatte zwei Söhne im Kriege verloren. Das sagte er wie eine Selbstverständlichkeit. Und ebenso selbstverständlich war es ihm, daß er sich trotz aller Schikanen nicht franzöfieren lasse, und daß er jetzt, ein Deutscher, nach der Heimat fahre, sein Stimmrecht auszuüben.

Das machte ihn froh. Er erzählte wie einer, dem das Herz zum Überfließen voll ist.

Mählig versiegte doch der Rede Fluß.

In Bries erwachte er aus seiner stillen Beschaulichkeit. Ein besagter Zug deutscher Soldaten, auf dem Wege zum Truppentübungsplatze, fuhr an uns vorbei.

Der alte Mann aus dem Elß stand am Fenster und winkte . . . Und während mählich die beiden Züge auseinanderstrebten, trug uns eifertiges Vorfrühlingslüftchen bekannte Weisen herüber :

Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern findst du nit . . .

. . . ja mit Herz und Hand fürs Vaterland! — — —

In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiederseh'n!



Opatowitz: Regierungsgebäude.  
(Ehemaliges Piastenschloß.)

Alles war still im Wagen. Mein Gegenüber sagte nur:

„Seit November 1918 hab ich keinen deutschen Soldaten mehr gesehen — —“

Raum achtete jemand auf seine Worte. Jeder hing seinen Gedanken nach.

Als ich unversehens in der Stille aufschaute, sah ich, daß über die gefurchten Wangen des Alten verhaltene Tränen perlten, die, so oft er sie auch fortwischen mochte, nicht versiechen wollten.

Wir alle schwiegen im Bewußtsein seltener Ergriffenheit, und diese Augenblicke waren Gottesdienst im Gedächtnis jener beiden Söhne unseres greisen Landsmannes, die früh und fern in fremder Erde ein kühles Grab gefunden.

In Oppeln mußte alles den Zug verlassen. Ich trug den Koffer des Alten, bis sich unsere Wege trennten. Er reichte mir, wie zum Danke, seine schwielige Hand und sagte: „Auf Wiedersehen!“

Ich weiß nicht, ob ich ihn jemals wiedersehen werde. Doch ich werde ihn kaum vergessen können. Und feinetwegen bin ich stolz, ein Oberschlesier, sein Landsmann, zu sein.

### II. H e i m a t s t a d t.

Im letzten Glanz der Abendsonne gleißten schon fern die Türme und Dächer der Stadt. Der Zug fuhr langsamer. Alles stand an den Fenstern und blickte hinaus. Am Wegrain hockten französische Soldaten. Sie rauchten und schwiegen. Dachten vielleicht heiterer Vorfrühlingstage in der Gascogne oder Bretagne, indes sie hier die Schwermut des Ostens verspürten. Sie schauten dem Landmann zu, der säend über harte Schollen schritt. Das heifere Geträcz der Krähen, die ihn umschwärmten, zerstörte die Andacht abendlichen Glockengetöns der Stadt . . .

Ich durchmaß die alten, engen Straßen und fühlte, wie der Engel meiner Jugend unsichtbar neben mir ging. Ich schritt an Fenstern vorbei und an Türen, die mir so seltsam leer erschienen.

Und leer schritt ich an fremden Menschen vorüber.

Mein Engel führte mich in düstern Kirchenraum. Vor dem Bilde der Schwarzen Muttergottes hatte ich einstens mit zitternder Kinderhand wächserne Opferkerzen aufgesteckt. Heut brachte ich nichts, doch drinnen, tief in meinem Herzen brannte ein Licht . . .

Als ich wieder durch die Straßen schritt, schien mir nichts fremd.

Und meine Augen müssen geleuchtet haben.

### III. A b s t i m m u n g s a b e n d.

Im Antlitz jedes Einzelnen war fiebernde Erwartung zu lesen. Letzte Nervenspannung duldete niemanden in den Häusern. Straßauf, straßab wogte die Masse Mensch.

Je näher der Abend kam, desto voller wurden die Straßen. Gast- und Raffeehäuser strotzten vor Fülle.

In einem kleinen Kreise guter Menschen durchschütterte mich Hans Christoph Raergel, der schlesische Landsmann, durch die Wiedergabe einer tiefsehürfenden Dichtung. Das geschah nachmittags. Zu Beginn der Dunkelheit schieden wir.

Abends saß ich beim müden Schein der Petroleumlampe in einem



### Der deutsche Sieg in Oberschlesien!

Ein Bild aus den letzten Wahlstunden. Eine 85-Jährige wird in Dppeln zum Wahllokal gebracht.

## Unsere Kinder und Nachfahren ins Gedächtnis.

Bei der am 20. März 1921 stattgefundenen Volksabstimmung in Oberschlesien, die das von Reid und Saß erfüllte Versailler Friedensdiktat über unser unschuldig in den Weltkrieg getriebenes und durch Hunger zum Nachgeben gezwungenes teures Vaterland heraufbeschwor, stimmten trotz Wahlterror und Wahlrechtsentziehung schlimmer Art von 1150 633 stimmberechtigten Oberschleslern

717 122

für ein Verbleiben beim alten schönen Deutschland. 62,32% aller abgegebenen Stimmen erhielt Mutter Germania, während auf das landfremde Polen nur 37,68% entfielen. Oberschlesische Väter und Mütter wollten ihre Kinder und Nachfahren nicht unglücklich machen. Mit einer gewaltigen Majorität haben sie darum erklärt, Deutschland, dem sie und ihre Vorfahren seit mehr als 700 Jahren das Glück und die hohe Kultur ihrer Heimat verdanken, weiter trenn zu sein. Vergesst das nie!















Biblioteka Śląska w Katowicach  
ID: 0030001011968



II 219839/0/7/3